Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 33 Marburg i. H., den 16. August 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Psalm 130 — Die falschberühmte Kunst — Herzog Moritz von Sachsen und seine Zeit. Zweites Stück — Goldne Worte zur Schulreform. Schluß — Naumanns Politik — Ein Wort zum Missionswesen von einem Ethiker — Zur Frage nach der Sittlichkeit der Staaten und staatlicher Handlungen — Neue Bilderbibeln. Schluß — Selbstanzeigen: Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend (Lorenz und Vollmer) — Verschiedenes: Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen; Für Oberammergau und sein Spiel; Zur Erörterung über die Missionen in China — Quittung — Anzeigen

Psalm 130

Aus der Tiefe schrei ich, Jahwe, zu dir;
  Herr, höre meine Stimme!
Laß deine Ohren lauschen
  auf mein lautes Flehn!

Wenn du, Jahwe, nicht Sünden vergäßest,
  Herr, wer bestünde!
Doch du hast die Vergebung,
  daß man dich fürchte!

Ich hoffe auf Jahwe!
  Meine Seele hofft auf sein Wort.
Mit ganzer Seele harre ich auf den Herrn,
  mehr als Wächter auf den Morgen.

Mehr als Wächter auf den Morgen
  harre Israel auf Jahwe;
Denn bei Jahwe ist die Gnade,
  und Erlösung bei ihm in Fülle.
Und er wird Israel erlösen
  von allen seinen Sünden.

Der fromme Beter ist in schwerer Not, in todesgefährlicher Krankheit. Die meisten Frommen seiner Zeit pflegen, wenn die Wasser der Not über ihnen erbrausen, den Grund ihres Leidens nicht in sich selber zu suchen; sie selber — so sind sie fest überzeugt — sind gerecht; und so verlangen sie in leidenschaftlichen Gebeten von Gott, daß er einschreite und die Gerechtigkeit seiner Frommen beglaubige. Typus solcher Gebete ist Psalm 22. Anders dieser Psalmist. Er beruft sich nicht auf seine Gerechtigkeit; sondern er erkennt in seinem Leiden Gottes Strafe über seine Sünde. Er weiß es wohl, daß er dies Alles verdient hat.

Die erste Strophe setzt in leidenschaftlichem Tone ein. Sie beginnt mit einer ausgeführten Introduktion, wie hebräische Poesie es liebt. Diese Einleitung enthält, wie es in Gebeten üblich ist, die Anrufung des göttlichen Namens. — Die „Tiefen," genauer Wassertiefen (Ps. 69, 15), sind ein in der Psalmenpoesie sehr gebräuchliches Bild. In den Tiefen der Erde lagert unermeßliches Wasser, eine furchtbar brausende Flut; durch dies Meer muß die Seele des Entschlafnen, wenn sie zum Totenreich wandert. In der Leidenschaftlichkeit ihrer Volksart lieben es die Psalmisten, sich vorzustellen, sie seien schon tot und von den Wassern der Unterwelt schon umfangen. Dies Bild ist klassisch ausgeführt Jona 2, 2—10. Der Psalmist hofft, durch solches Wort Gott zu rühren. — In Not und Tod fühlt der Sänger sich ferne von Gott, darum fleht und schreit er so laut und eindringlich: Herr, höre! Möge meine Stimme aus den Tiefen erschallen bis zu deinem heiligen Thron hoch oben im Himmel!

Die zweite Strophe fährt in ruhigerem Tone fort. Sie bringt nicht etwa, wie wir vielleicht erwarten würden, das Gebet um Sündenvergebung. Dies, was dem Psalmisten doch einzig am Herzen liegt, spricht er nicht aus: er wagt nicht zu sagen, worum er bittet. Sondern nur zwei Gründe hält er Gott vor, die ihn bestimmen möchten, ihm zu verzeihen. Niemand ist vor Gott gerecht, Niemand könnte vor ihm bestehen; Allen muß Gott Etwas nachsehen: so vergieb denn auch mir. Und wenn keine Vergebung wäre, so wäre auch keine Religion. Fehl und Makel haben sie Alle, Fromme und Gottlose. Würde Gott alle Sünden gleichermaßen strafen, so wären alle Menschen in gleicher Verdammnis; dann brächte die Gottesfurcht keinen Nutzen. Aber Gott macht einen Unterschied zwischen den Herzen, die nach ihm fragen, und den Menschen, die ihm ins Angesicht lachen. Ueber die Frevler bringt er schrecklichen Untergang; den Frommen vergiebt er, daß man ihn fürchte. — Und weiter, auch einen Zweck der Vergebung trägt er Gott vor. Die Vergebung stellt die Macht Gottes heraus als dessen, der Gewalt hat über Leben und Tod. Der zum Leben Begnadigte und jeder, der Zeuge seines Schicksals gewesen ist, wird fortan Gott fürchten und ehren. Dieser Gedanke aber, so hofft der Psalmist, wird auf Gott Eindruck machen; denn Gott will, daß man ihn fürchte. Der Dichter wünscht also hier — wie es in den Psalmen oft geschieht —, Gott bei seiner Ehre zu fassen.

So harrt denn der Dichter auf Gottes Wort, das seiner Not ein Ende macht, auf das Wort: Sei getrost, dir ist vergeben, ich mache dich gesund. Gott hat ihn nicht auf ewig verstoßen, sondern er nimmt ihn wieder an. Demütig blickt er unter den Schlägen der göttlichen Rute zu Gott empor und harrt der Stunde, da Gott ihn begnadigt. Aus Herzensgrund wartet er auf Gott, wie die Wächter auf dem Turm, vom Wachen übermüdet, sehnsüchtig nach dem Morgen schauen. Und gerne sagt er Gott, wie sehr er auf ihn traue. Denn wer sich so ganz auf Gott verläßt, den kann Gott nicht in den Tiefen lassen.

Zum Schlusse aber erinnert sich der Dichter nach der schönen Sitte der Psalmen auch seines Volkes. Dem Volke geht es ja wie ihm selber: auch Israel seufzt in Elend und Not; auch Israel hat Sünde und Schuld; aber möge Israel harren, sehnsüchtig wie er selber, auf Gottes Erlösung. Wunderschön ist die Wiederholung des Bildes von den Wächtern; und köstlich ist auch das allmähliche Aufsteigen des Psalmes vom leidenschaftlichen Schreien bis zur ruhigeren Sehnsucht und zuletzt zur Zuversicht. Und so schließt der Psalmist getrost mit der Aussicht auf einen hellen Morgen, der seinem Volke tagt:

Und er wird Israel erlösen
von allen seinen Sünden.

Gkl

Die falschberühmte Kunst

So das Salz dumm wird . . .

„Man muß alle Mittel anwenden, um an die Leute heranzukommen. Der Weg ist zwar schmal und Wenige sind auserwählt, ihn zu gehen. Aber Alle sind berufen. Die Auserwählung gehört Gott an, aber die Berufung uns. Und die Berufung soll irgendwie an Alle kommen. Deshalb sind alle Wege recht. Die Welt liebt das Vergnügen — geben wir christliche Vergnügungen, vielleicht, daß wir darin Etliche erreichen. Die Welt liebt Feste — arrangieren wir Feste, vielleicht, daß in ihnen dieser und jener den Ruf vernimmt, der ihn ruft. Die Welt liebt Erholungs- und Unterhaltungsbücher — machen wir eine christliche Litteratur, vielleicht, daß hier und da ein hineinverstecktes ernstes Wort seinen Hörer trifft."

Dies ist die Stimme des Satans an unser Geschlecht. —

Religion ist etwas Großes, Etwas, das einsam und furchtgebietend dasteht, Etwas, vor dem man Scheu hat, bis man sich ihm unterwirft, Etwas, gegen das man wüten, aber über das man nicht lachen kann, es sei denn mit dem Lachen, das eine Form des Knirschens ist.

Aber nun führt man es herum wie in Jahrmarktbuden; wie ein gebändigtes Tier, das Kunststücke macht.

Es giebt ja Menschen, die es vertragen können, den Löwen Pfötchen geben und den Bären tanzen zu sehen. Aber es sind weder Löwe noch Bär, was man so sieht! Und es ist keine Religion, das, was zwischen Vergißmeinnicht hinter Goldschnitt sitzt und mit christlichen Amoretten schön thut.

Und das ist der große Fehler in der vom Teufel uns zur Unterschrift vorgelegten Rechnung: man will die Religion Jedermann nahe bringen und vergißt, daß es garnicht mehr Religion ist, was man bringt; ein Surrogat, das um die Sache herumtäuscht und durch seine Widerlichkeit zugleich sie verleidet.

Dem Trinker wird Alkohol in jede Speise gekocht. Das verleidet ihm den Trunk. Nach diesem Rezept wirft unsere Frömmigkeit die christliche Pille in jede Suppe. Mich wundert, daß es noch Christen giebt. Mich wundert, daß es noch Christen giebt trotz Missionsfesten und Jungfrauenvereinen und trotz christlicher Litteratur und Sonntagsblättern. Das Christentum muß unserm Volke tief gehen, daß es selbst an diesen Versuchen es zu stützen noch nicht gescheitert ist.

„Viele sind berufen, an Viele soll der Ruf gehen. So sage uns etwas Positives hierüber."

Es giebt zwei Wege, an möglichst Viele zu kommen mit dem Lichte des Lebens. Der eine ist, daß man das Licht in Streichhölzer verarbeitet, der andre, daß man es in einen Leuchtturm sammelt. Es giebt zwei Wege, den Ernst des Lebens möglichst Vielen zur Wahl zu stellen in gefährlicher Zeit, der eine, daß man den Ernst so zurichtet, daß er Spaß macht, der andre, daß man seine Schrecklichkeit zeigt. Es giebt zwei Wege für eine große Sache Glauben und Vertrauen zu wecken. Der eine ist, daß man herumläuft wie ein Geschäftsreisender um geneigtes Wohlwollen, der andre, daß man stolz wird für seine Sache und draufgeht. Bonus

Moritz von Sachsen und seine Zeit (1541--1553)

2

Was erwartete man von ihm? Welche Aufgaben stellte ihm seine Zeit? Welches war die politische Konstellation im Jahre 1541, und wie war Moritz gewillt, sich in diese hinein zu rangieren? Im Jahrhundert der Reformation, da die gesamte Politik von dem Gegensatze Protestantisch oder Katholisch, wenn auch nicht immer beherrscht, so doch allenthalben durchsetzt war, blieb die Grundfrage: Wie steht der Landesfürst in Sachen der Religion? Aber so einfach, wie die Frage sich stellen ließ, war sie nicht zu beantworten. Hatte es sich die Religion gefallen lassen müssen, politischer Faktor zu sein, so konnte es nicht ausbleiben, daß ihre spezifischen Interessen durchkreuzt wurden von allen den größern, kleinen und kleinsten Interessen, wie sie das politische Getriebe nun einmal notwendig mit sich bringen muß. Selbst in dem Staate, der gleichsam mit der Bibel in der Hand, einen Luther an der Spitze, politisierte, in Kursachsen, machte sich die Realistik der Politik oft in durchaus nicht bibelmäßiger Weise geltend. Im Herzogtum Sachsen lagen die Verhältnisse besonders schwierig. Wir erinnern uns, erst zwei Jahre war die Reformation zur Anerkennung gelangt, die Schwäche Herzog Heinrichs hatte eine energische Durchführung nicht gestattet, Moritz bekam vom Vater hinterlassen den Widerstand eines großen Teils der Bevölkerung, vor allem des Adels. Der Widerstand des Adels gegen die Reformation in protestantisch regierten Ländern ist typische Erscheinung in der Geschichte. Mit gutem Grunde. Es hängt das zusammen mit der wirtschaftlichen Verschiebung der Standesverhältnisse, in der wir uns im sechzehnten Jahrhundert mitten darin befinden. Es ist die Krisis des Uebergangs von der Natural- in die Geldwirtschaft; sie war eine Folge des Aufschwungs der Städte, in ihr suchte der Bürgerstand sich die politische Gleichberechtigung zu erkämpfen. Es kam ihr entgegen das mit dem Zerfall der Reichsgewalt Hand in Hand gehende Streben der Fürsten nach Konzentration ihrer landesherrlichen Gewalt, zuwider den Verfassungsprivilegien, die von alters her der Adel besaß. Der Kampf des Fürsten gegen die Ständeversammlung, vorab den Adel, und sein Versuch, in wichtigen Angelegenheiten, vornehmlich in Finanzfragen, auf die eigne Initiative sich angewiesen zu sehen, ist wiederum typisch. Zur Durchführung seiner Zwecke aber und zur Wahrung landesherrlicher Interessen war es dem Fürsten, der an die Naturalwirtschaft, nach der die Begüterten — und das war der Adel — als solche die einflußreichsten Hofstellen besaßen, nicht mehr gebunden war, nunmehr möglich, seine Ratgeber sich selbständig zu rekrutieren aus den Kreisen, die durch die Lage der Dinge von Natur im Gegensatzverhältnis zum Adel standen: es bildete sich der bürgerliche Beamtenstand.

Kein Wunder, daß der Adel gegen diese Konkurrenz des Bürgertums mit aller Kraft sich auflehnte und seine altüberkommnen Rechte nur um so zäher wahrte — insbesondre auch gegen die Nachteile, die ihm unmittelbar aus der Reformation erwuchsen. Mit der Einführung der Reformation verband sich notwendig eine Stärkung landesherrlicher Gewalt. Nicht nur, daß praktisch der Grundsatz galt: Die Anerkennung des Religionsbekenntnisses richtet sich nach dem Willen des Landesherrn, durch die Not der Verhältnisse hatte sich die kirchliche Organisation des Luthertums in der Form des Staatskirchentums vollzogen. Der Landesherr gewann politisch an Selbständigkeit, wenn die recht beträchtliche Menge des Kirchen- und Klosterguts nunmehr säkularisiert wurde, d. h. in dem Landesfürsten zur Verfügung gestelltes und von ihm verpachtetes oder verkauftes Gut sich umwandelte. Gerade der Adel aber hatte ein gut Teil des Kirchen- und Klosterguts bisher zur Verfügung, teils weil er im Besitz der Patronate war, teils weil die Stifte die Erziehungs- und Versorgungsstätten für seine Söhne waren; die Säkularisation bedeutete für ihn eine sehr empfindliche Schädigung. Im Herzogtum Sachsen war es unter dem schwachen Herzog Heinrich dem Adel gelungen, die Säkularisationen zu hintertreiben; er hatte ungestört auf seinen Gütern wieder Messe lesen lassen dürfen und hatte maßgebenden Einfluß auf die Regierung wiedergewonnen — so spitzte sich für Herzog Moritz die Frage: wie wird er sich zur Religionsfrage stellen? praktisch zu zu der andern: wird er die Prärogative des Adels dulden oder niederzwingen?

Eine zweite Frage, mit der ersten engstens zusammenhängend, war: wie wird Herzog Moritz innerhalb der bestehenden Parteiverhältnisse seine Stellung nehmen? Es fragte sich zunächst: wie wird er sich zum Kaiser stellen? Karl V., aus einem schwachen, von Pfaffen geleiteten Jüngling allmählich zum gewiegtesten Diplomaten herangewachsen, verfolgte, zwar hin und wieder durch die Wechselfälle der Politik davon abgelenkt, je länger desto intensiver den Plan einer Vernichtung des Protestantismus; ein Meister diplomatischer Kunst, verstand er es aber die Protestanten so über seine wahren Absichten hinwegzutäuschen, daß kein einziger der protestantischen Fürsten

ihn völlig durchschaut hat! Sie trauten seinen gleißenden Versprechungen; wenn er ihnen Religionsfreiheit verhieß, so ließen sie darum den Gedanken an ein Bündnis mit Frankreich — und das hätte dem Kaiser sehr gefährlich werden können — fahren. Die unglückselige Verquickung von Religion und Politik schlug für den Kaiser zudem zum Vorteil aus. Er war auch den Protestanten die Obrigkeit; für eine Zeit aber, die den Geist des Bibelworts nicht zu erfassen vermochte, sondern am Buchstaben hängen blieb, war die Obrigkeit unbedingt Gottes Ordnung, und wer ihr widerstrebte, widerstrebte Gott. Von dieser Anschauung aus erklärt sich das Streben der Protestanten, solange wie irgend möglich den Krieg mit dem Kaiser zu vermeiden — aus dieser Zauderpolitik aber konnte dem Kaiser als nüchternem Realpolitiker nur Nutzen erwachsen.

Der größte der Zauderer aber war Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen. Man kann sagen, die Zauderpolitik entsprach im ernestinischen Hause der Tradition. Allein was in den Anfangstagen der Reformation unter Friedrich dem Weisen von Segen gewesen war, mußte verhängnisvoll werden, wenn es galt, der kaiserlichen Politik durch kräftige Initiative zuvorzukommen. Zudem stand die kursächsische Politik nahezu durchweg im Banne der Theologie; der Kurfürst fragte in Fragen der Politik seine Theologen, vor allem Luther, um Rat; für diese war die Bibel normativ. Die Folgen konnten nicht ausbleiben: die Bibel ist nun einmal kein Gesetzeskodex, und ungestraft läßt sie sich nicht als solchen behandeln. Unbefangne Beobachtung muß es aussprechen, daß Luthers Eingreifen in die Politik der dreißiger und vierziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts von Vorteil kaum gewesen ist; das, was man diplomatische Kunst nennt, Schachzüge und Finessen der Diplomatie, kannte er nicht; die religiöse Kraft seines Geistes griff rückhaltlos durch, wo sie Gegensätzliches fand. Er war auch hier der „grobe Waldrechter," der die Bäume ausriß, und mochte er mit genialem Griff oft genug die ganze Erbärmlichkeit des politischen Getriebes aufdecken, politisch klug zu handeln verstand er nicht. Und es fragt sich doch immerhin, ob man nicht durch diese „Bibelpolitik" ein Unglück eher herbeiführte, als es vermied. Die ganze Theologenwirtschaft in der Politik war vom Uebel; Herzog Moritz war im Recht, sie zu verabscheuen und den Vetter, der unter ihrer Leitung aus dem Zaudern nicht herauskam, als „Hans Dickwams" auszuschelten.

Einen weit klarern, offnen Blick für die politischen Verhältnisse hatte sich Landgraf Philipp von Hessen bewahrt; er ist in den folgenden Jahren der Vorkämpfer des Protestantismus gewesen, der Einzige nahezu, der des Kaisers wahre Absichten ahnte und seine Warnungsstimme gegen die protestantische Vertrauensseligkeit erhob. Aber gerade damals, bei Moritz' Regierungsantritt, war auch er in eine verhängnisvolle Abhängigkeit vom Kaiser geraten. Der Grund war ein persönlicher. Es ist bekannt, daß Landgraf Philipp 1540 neben seiner rechtmäßigen Gattin ein Hoffräulein als zweite Gattin heimgeführt und unter Zustimmung der Wittenberger Theologen sein Verfahren durch Rekurrierung auf das Bibelwort, das Beispiel der Patriarchen, gerechtfertigt hatte. Jetzt schreckten ihn die reichsrechtlichen Folgen der Bigamie. So ließ er sich von Karl V. zu einem Vertrage verleiten, in dem dieser ihm völlige Straflosigkeit in Sachen der Doppelehe zusicherte, in dem aber Philipp versprach, dem Kaiser beizustehn gegen alle Feinde, ausgenommen die evangelische Religion und den Schmalkaldischen Bund. Abgesehen von den nächsten politischen Folgen dieses Vertrags — der Kaiser gewann dadurch freie Hand zur Niederwerfung des Herzogs von Kleve, der in der Durchführung der Reformation in seinem Lande begriffen war — war durch denselben als möglich anerkannt worden, zu scheiden zwischen Gehorsam gegen- und Bündnis mit dem Kaiser in weltlichen Dingen und Widerstand in Sachen der Religion. Bei der Dehnbarkeit der Begriffe: weltliche Dinge und Sachen der Religion, die ja damals praktisch immer in einander griffen, konnte diese Unterscheidung bedenklich werden; wir werden das an Herzog Moritz noch sehen.

Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen standen an der Spitze des Schmalkaldischen Bundes, jener Vereinigung protestantischer Fürsten, die Sicherstellung der protestantischen Religion gegen katholische Uebergriffe bezweckte. Er repräsentierte eine immerhin beachtenswerte Macht, mit der der Kaiser zu rechnen hatte und nur zu gut zu rechnen wußte. Er spielte fürstliche Sonderinteressen gegen die Bundesinteressen aus. Bei Philipp von Hessen war ihm das mit Erfolg gelungen, wie wir sahen; es fragte sich, ob er Herzog Moritz in ähnlicher Weise dauernd an sich ketten würde. Auf der andern Seite suchten die Bündler naturgemäß den Herzog zum Eintritt in den Bund zu bestimmen. Nicht gerade ermutigend freilich war es für sie, daß Moritzens Vater, Herzog Heinrich, nur den sogenannten Hauptvertrag des Bundes eingegangen war, eine allgemeine Verpflichtung zum Glaubensschutz, ohne aber die sogenannte Verfassung zur Rettung und Gegenwehr, d. h. Verpflichtung zur Geldzahlung und Truppenstellung — das praktisch einzig Wirksame — zu acceptieren. Köhler

---

Goldne Worte zur Schulreform

6

Doch kehren wir zu Waitz selbst zurück. Ein Hauptgrund des Ankämpfens gegen allen bloß handwerksmäßigen Betrieb des Unterrichts, zumal an höheren Schulen, ist sein tiefes Verständnis dafür, daß der Unterricht nicht bloß den Kopf mit Kenntnissen füllen, sondern, und zwar vor allem, zur rechten Bildung des Gemüts dienen soll. Dies wird noch heute von der öffentlichen Meinung und in Folge dessen von den leitenden behördlichen Stellen bei weitem nicht genügend gewürdigt. Die gemütbildende Kraft des Unterrichts ruht für Waitz einerseits auf dem eignen Hineinarbeiten des Schülers in den Unterrichtsgegenstand: deshalb hat der Lehrer jede Gelegenheit zu benutzen, des Schülers eigne Gedanken, seine eigne Urteilsfähigkeit zu erwecken und auszubilden. Andrerseits kommt die Gesinnung des Schülers überhaupt nicht „aus der Lehre als solcher, obwohl sie durch diese heilsam verstärkt, befestigt und ausgearbeitet werden kann!" „Der Unterricht bleibt nur das Begleitende, während die Selbstdarstellung der Person des Lehrers die Gefühle unmittelbar erzeugt, welche die sittlich-religiösen Gefühle hervorrufen. Fehlt es dem Lehrer an Wärme in Behandlung der Geschichte und Religion, so mag seine Methode und die gesamte Schuleinrichtung so vortrefflich sein, als sie will, für die Gemütsbildung bleibt seine Thätigkeit notwendig unwirksam." (489 f.)

„Die sittlichen, religiösen und ästhetischen Gefühle" müssen daher „hauptsächlich den Unterricht in der Geschichte, Religion und den Sprachen bald lauter, bald leiser begleiten." Das einzige Mittel aber, sie sicher zu erzeugen, ist dieses, daß der Lehrer die Gemütszustände offen und rein . . . . vor dem Schüler zu Tage treten läßt, zu deren Entstehung die Beschaffenheit des Gegenstandes jedesmal Veranlassung giebt . . . Endlich müssen alle diese Gemütszustände, durch welche der Unterricht den Schüler hindurchgehen läßt, einem festen Mittelpunkt sittlich-religiöser Gesinnung zugelenkt werden. Diese muß überall im Hintergrunde liegen und darf seltner, aber freilich nicht mit künstlichem Pathos oder langer und breiter Rede in aller Kraft hervortreten." (493)

„Wir begeistern nicht, weil wir selbst so wenig Begeisterung haben." „Hier liegt der wesentliche Schaden unsers Schul- und Erziehungswesens . . . . Wir brauchen Schulmänner von Pestalozzis Begeisterung, keine Vorschläge zu neuen Maßregeln und Einrichtungen." (490) Wir brauchen ein „sittlich und religiös kräftigeres Geschlecht von wirklichen Erziehern . . . . Darauf beruht hauptsächlich der Erfolg ihres Unterrichts für die Gemütsbildung."

„Das Uebrige sind Nebendinge."

Hier trifft Waitz ohne Zweifel den Nagel auf den Kopf. Wie aber abhelfen? Das ist die schwere Frage. Wie wenig wahrhaft begeisterungsfähige Menschen giebt es doch überhaupt in allen Ständen und auch selbst im Lehrerstande! Und wie Manche von ihnen vermögen ihre Begeisterung nicht in der rechten Weise darzustellen! Die Sache bleibt freilich nichts-

destoweniger richtig. Müssen wir unter diesem Gesichtspunkte daher vielfach uns und Andre verurteilen, so werden wir doch zugleich mildernde Umstände beantragen dürfen. Es sollten eben nur Leute Lehrer werden, die nicht bloß etwas Tüchtiges gelernt, sondern auch Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben. Dann könnte es nie an Begeisterung für die idealen Ziele fehlen, zu denen wir hinführen sollen.

7

Das bringt uns schließlich noch auf einige Bemerkungen von Waitz in Betreff des Religions-Unterrichts, die für die Leser der Christlichen Welt von besondrem Interesse sein dürften. Die Religion nimmt „in Rücksicht der Gemütsbildung die . . . wichtigste Stelle ein,“ insofern sie „allein den übrigen Haupt-Interessen des Menschen und damit dem Gemütsleben überhaupt zu dem selbständigen Abschluß und der inneren Einheit verhelfen“ kann. (279) Denn „volle Ruhe und dauernden Frieden findet das Gemüt des Menschen nur in einer Gesamt-Ansicht der Welt . . . ., die ihm den Sinn und die Bedeutung des Ganzen aufschließt, dessen Glied er ist, und die allgemeinen Gesetze, die es beherrschen, in Uebereinstimmung zeigt mit seinen eignen wesentlichen Interessen. Eine solche Gesamt-Ansicht ist aber notwendig Sache des Glaubens, weil die Wissenschaft mit ihren Beweisen nicht bis in dieses Gebiet hinaufreicht. Alle Haupt-Interessen des Menschen drängen ihn nach dieser Stelle hin, der einzigen, an der sie zur Ruhe und zum vollkommenen Abschluß gelangen können.“ (282) „Jener Einklang der Interessen wird freilich nicht hergestellt durch eine Lehre, die nachweislich falsche Natur-Anschauungen festhält, oder doch eine solche, die das Gemüt des Menschen drückt und verdüstert, die Lebensfreudigkeit und Thatkraft und mit ihm die moralische Energie lähmt. Der Friede und die Erhebung, die sie in jeder Lage des inneren und äußeren Lebens mitzuteilen im Stande ist, sind die einzigen sicheren Kennzeichen ihres Wertes und selbst ihrer Wahrheit. Wird dieser letztere Standpunkt zum leitenden beim Religions-Unterricht gemacht, so erhält dieser dadurch weit mehr den Charakter eines erbauenden, als eines dogmatischen Vortrags.“ (287)

In den Mittelpunkt des Religionsunterrichts stellt Waitz den Begriff einer allwissenden und allgütigen Vorsehung als eine höhere Entwicklung des Verhältnisses des Kindes zu den Eltern. (288) Damit betont er mit Recht den Begriff der Gotteskindschaft, des Gottesreiches, als Zentrum der christlichen Religion. „So kommt das Gemüt zur Ruhe in dem Gefühl der Demut und der Erhebung zu Gott, die sich beugt vor ihm und doch in der vollen Hingebung sich der Einheit mit ihm bewußt bleibt.“ (289)

Im besonderen soll der Religionsunterricht auf die Grundlage des geschichtlichen Christentums gestellt werden. Diese wirke deshalb so wohlthätig, „weil die nötige Verbindung von Religiosität und Sittlichkeit leicht und früher dadurch hergestellt wird, da das ewige Ideal des religiös-sittlichen Menschen in voller Reinheit und individueller Bestimmtheit hier an das jugendlich empfängliche Gemüt herantritt.“ Und zwar sollen „alle drei Hauptseiten des Religionsunterrichts — die Lehre von Gott und von dem Verhältnis der Natur und des Menschen zu ihm, die Darstellung der Grundlage des historischen Christentums, die Entwicklung der sittlichen Begriffe“ — „an das Leben Jesu, als ihren gemeinsamen Beziehungspunkt, angeknüpft und in dieser Verbindung mit einander behandelt werden.“ (294) Auch auf den Geistesgehalt des Christentums gegenüber leeren Formen und Formelwesen weist er mit Recht hin, wenn er sagt: „Das Wesen des Christentums insbesondre ist die religiöse Gemütskraft, die es dem Innern des Menschen mitteilen will, und diejenigen suchen es in bloßen Nebendingen, die seinen Gehalt in ein immer mehr oder weniger erkünsteltes System bloß theoretischer Lehren setzen. Je tiefer die Verehrung ist, die man für jenes hegt, desto schmerzhafter wird man die Beschränktheit dieser Systeme in einem starren Formelwesen beklagen müssen.“ (291)

Freilich würdigt Waitz die ewige Bedeutung der geschichtlichen Erscheinung Christi nicht hinreichend. Es mangelt ihm etwas an dem Verständnis dafür, daß sich hier die zentrale Offenbarung des Göttlichen in der Geschichte vollzieht. Andrerseits verteidigt er das Christentum mit Recht gegen diejenigen, die es zur Parteisache machen wollen. Aus diesem Grunde verurteilt er die Bevormundung der Lehrer in religiöser Hinsicht durch irgend welche kirchliche Parteirichtung aufs schärfste. „Durch ihre Unbilligkeit tief verletzend ist die Forderung . . . an den Lehrer, sein Amt aufzugeben, wenn er mit der Ansicht der »Auftraggebenden« in religiösen Dingen nicht übereinstimmt . . . Wenn diese nur nicht wechselten! Einem denkenden Mann ist es schwer, mit einigen oder einem Andern sich in durchgängiger Uebereinstimmung über diese Dinge zu finden. Soll sich der Lehrer nur als den bezahlten Diener eines Andern betrachten, dessen Aufträge er vollzieht? Dann wird die Fruchtbarkeit seines Unterrichts für die Entwicklung der Gemütskräfte wohl lange auf sich warten lassen. Und welcher sittlich nicht verwahrloste Mensch wird sich einen Lebensberuf wählen, der ihn so leicht in die Alternative versetzen kann, seiner Ueberzeugung untreu zu werden oder seine Berufsthätigkeit aufgeben zu müssen!?“

Ebenso wehrt er eine zu große Bevormundung der Schule von seiten des Staates ab. Da sich aus allen den angedeuteten Beziehungen ergiebt, daß eine wahre Schulreform nur von innen hervorgehen kann, so folgt zugleich, daß der Staat in der Hauptsache unfähig ist, der Schule zu helfen. Man „darf schon ziemlich zufrieden sein, wenn er ihr die nötigen Subsistenzmittel gewährt und ihre Entwicklung nicht drückt.“ (485)

Doch genug der goldnen Worte. Ich wollte nur an einigen Beispielen zeigen, wie fruchtbar Waitz' allgemeine Pädagogik auch noch für unsre Zeit ist, und damit ihr eingehendes Studium für alle pädagogisch Interessierten auch in dem Kreise unsrer Leser befürworten.

Paul Schwartzkopff

Naumanns Politik

Der Gedankenaustausch über das Verhältnis der Politik zu Ethik und Religion, der durch Naumanns Buch neu angeregt ist und die Physiognomie des letzten Evangelisch-sozialen Kongresses wesentlich bestimmt hat, betrifft eine der Lebensfragen der Menschheit, die niemals erledigt, aber auch nie aufgegeben werden können. Da die Politik ein Gebiet menschlichen Handelns ist, so ist es absurd, sie von der Herrschaft des Sittengesetzes auszunehmen. Da aber die erste Aufgabe des Staats innerhalb des eignen Volks und in der Staatengesellschaft Selbstbehauptung ist, so ist ihm Selbstverleugnung nicht möglich und nicht erlaubt, und hierin beruht der wesentliche Unterschied einer Ethik für einzelne Menschen und einer solchen für Staaten. Für das Individuum giebt es leidende Tugend, für den Staat nur handelnde. Darum ist es unvernünftig, über das Walten des Egoismus in den Beziehungen der Staaten zu schelten, unvernünftig auch, die Notwendigkeit des Kampfes zu verkennen innerhalb einer Gesellschaft, deren Glieder notwendig egoistisch handeln und keine höhere Macht über sich haben.

Dasselbe Verhältnis besteht in den Beziehungen und Gegensätzen des wirtschaftlichen Lebens. Wo der Egoismus das Prinzip des Handelns ist, waltet das Naturgesetz des Kampfes. Der Gegensatz von Konsumenten und Produzenten, die Konkurrenz der Letzteren, der Lohnkampf, der Klassenkampf, Alles steht unter dieser harten Ordnung. Auch die höchst entwickelte ethische Kultur kann nur die Formen und Mittel dieses Kampfes veredeln, nicht aber den wirtschaftlichen Frieden herbeiführen, weil sie nicht im Stande ist, die egoistischen Motive durch altruistische zu ersetzen.

Wenn daher der Staat selbst nur sozialistisch betrachtet wird, wenn die Macht im Staate nur als Mittel für wirtschaftliche Zwecke aufgefaßt wird, ist es unvermeidlich, daß auch das gesamte politische Leben innerhalb des Staats als Kampf erscheint. Bei dieser Staatsbetrachtung begreift man daher, daß ein „Handbuch für innere Politik“ mit den Worten schließt: „Es lebe der Kampf!“

Aber der Staat ist seinem Wesen nach nicht Kampf, sondern Friede, Vertrag. Die heute zu sehr mißachtete Lehre vom Contrat social kam dem Verständnis des Staats näher als die Auflösung aller Politik in Klassenkampf.

Ohne Zweifel sind „Demokratie“ und „Kaisertum“ die beiden Kapitel, die eine moderne Politik zu behandeln hat. Und die Frage, ob sich das bis jetzt vorwiegend feindliche Verhältnis Beider in ein Bündnis umwandeln läßt, ist die eigentliche Zukunftsfrage unsrer Verfassungsgeschichte. Naumann beantwortet diese Frage dahin, daß Monarchie und Demokratie prinzipiell feindliche Mächte sind, daß aber die gegenwärtige Lage der deutschen Politik im Interesse sowohl des Kaisertums wie der Demokratie ein zeitweises Zusammengehen Beider fordert. Die hervorragendsten politischen Denker Deutschlands waren bisher andrer Meinung. Sie glaubten, daß der ideale Gehalt der demokratischen Bewegung, die Ausgestaltung der geschichtlich gewordenen Gesamtpersönlichkeit der Nation in ihrem Staate durch die Monarchie mindestens ebenso gut verwirklicht werden könne wie durch eine Republik, in der notwendigerweise eine Klasse des Volks über die andern herrscht. Sie sahen in dem Bestande einer starken Monarchie, in der Nichts gegen den Willen des Herrschers geschehen kann, eine Bürgschaft nationaler Einheit und Kraft und in dem durch die Verfassungen fixierten öffentlichen Recht ein verbesserungsfähiges, aber im wesentlichen ausreichendes Mittel für die Sicherung der individuellen Freiheit und für die Beteiligung aller lebenskräftigen Elemente des Volks an der Gestaltung seiner Gesetzgebung. Im Gegensatz gegen den Parlamentarismus, der den Herrscher den wechselnden Parlamentsmehrheiten unterwerfen will, nannte man diese Ansicht Konstitutionalismus. Ihm erklärt Naumann den Krieg. Er sagt:

> Der Konstitutionalismus ist kein Prinzip, sondern ein Kompromiß, ein notwendiges, unvermeidliches Kompromiß, aber auch nicht mehr als das. Die Monarchie ist ein Prinzip, die Demokratie ebenfalls, der Konstitutionalismus eine aus Beiden entstehende Wirklichkeit.
>
> Alles in der Politik ist Kampf ums Dasein, auch das Verhalten von Monarchie und Demokratie zu einander.
>
> Beide Mächte können periodenweise zusammengehen, aber von beiden Seiten wird man dies Zusammengehen nicht anders auffassen können als etwa einen Staatsvertrag zwischen zwei Staaten, die ihre natürliche Gegnerschaft um gewisser gemeinsamer Zwecke willen einschränken.

Bei dieser Auffassung muß man doch fragen: Wie ist es denkbar, daß das Königtum ein Bündnis eingehen sollte mit einer Idee, mit einer Macht, die ihm an das Leben will, und die nur den gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht für den rechten hält, um ihre letzten Absichten zu proklamieren? Jede politische Macht will vor allem Andern sich selbst erhalten und muß, wenn sie angegriffen wird, die für ihre Selbstbehauptung notwendigen Kräfte suchen und sammeln. Die Monarchie in Deutschland hat zur Zeit die Parlamentsmehrheit für sich, verfügt über ein unbedingt gehorsames Heer — wie sollte sie nicht diese Hilfsmittel gebrauchen, um die Demokratie, so lange sie ihr überlegen ist, mit Gewalt niederzuschlagen, ja, wenn nötig, den offnen Kampf zu provozieren? Naumanns Ansicht von dem Verhältnis des Kaisertums zur Demokratie rechtfertigt für die überzeugten Monarchisten eine Politik, die auf den Bürgerkrieg hindrängt, die bei einem unbedeutenden Straßenauflauf „auf die Beine“ schießen läßt und jeden Widerstand eines betrunkenen Arbeiters gegen einen Schutzmann als Beginn der Revolution betrachtet, bei jedem Streik auf die Gelegenheit zu bewaffnetem Einschreiten lauert — alles dies in der Ueberzeugung, daß eine gewaltsame Entscheidung zwischen Monarchie und Demokratie unvermeidlich sei und im Interesse der Ersteren nicht früh genug herbeigeführt werden könne.

Es fragt sich aber: giebt es überhaupt in Deutschland eine fortschreitende Massenbewegung, deren Ziel Demokratie im staatsrechtlichen Sinne wäre, „Volkssouveränetät durch Majorität“, wie Naumann definiert? Was die Massen der Industriearbeiter der Sozialdemokratie zuführt, sind nicht die republikanischen Ideale ihrer Führer, eine Erbschaft des bürgerlichen Radikalismus von 1848, sondern das Vertrauen auf eine wirksame Vertretung ihrer wirtschaftlichen Interessen durch die machtvolle Organisation der Partei. Es ist auch garnicht einzusehen, warum dem deutschen Arbeiter eine souveräne Parlamentsmehrheit größere Hoffnungen auf Verbesserung seiner Lebenslage bieten sollte als die Monarchie. Ein diese ausschließendes Staatsideal, wie es etwa die Schweizer haben, ist der großen Masse der deutschen Bevölkerung völlig fremd. Von einem prinzipiellen Gegensatz zwischen der durch das allgemeine Stimmrecht entfesselten demokratischen Bewegung und der monarchischen Staatsform könnte nur dann die Rede sein, wenn die Masse des Volks, durch ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse getrieben, an den Staat Forderungen stellen müßte, die zwar die Republik, aber niemals die Monarchie erfüllen könnte. Daß dem so sei, kann nicht einmal vom Standpunkte des radikalen Sozialismus aus behauptet werden. Selbst der Staat, welcher der alleinige Arbeitgeber wäre, kann ebensogut monarchisch wie republikanisch gedacht werden. Wenn man aber die Trennung der Gebiete von Volkswirtschaft und Politik festhält, wenn man die Heilung der sozialen Schäden nicht von dem omnipotenten Staat, sondern von einer Organisation der Arbeit erwartet, durch welche diese dem Kapital gewachsen wird, so kann die Demokratie vom Staat nichts Andres verlangen als Gerechtigkeit, gleiches Wohlwollen, gleiche Bewegungsfreiheit, gleich viel Luft und Licht für Arbeit und Kapital. Und diese soziale Gerechtigkeit sollte durch die Monarchie ausgeschlossen sein? Naumanns ganzes Buch bestrebt sich, die Herrscher dafür zu gewinnen. Woher denn also der prinzipielle Gegensatz, woher die Notwendigkeit des Kampfes auf Leben und Tod zwischen Monarchie und Demokratie?

Wenn der Kampf um die Herrschaft, der Kampf zwischen dem Königtum und der Volksmasse unser Verhängnis ist, dann hat selbstverständlich die innere Politik keinen sittlichen Charakter. Die Revolution kann nur als Naturerscheinung, nicht als ethische Kategorie begriffen werden, und ein Königtum, das gegen das eigne Volk für die Behauptung seiner Herrschaft kämpft, kann unmöglich gegen dieses Volk gerecht sein. Eine ethische Disziplin wird die Politik erst dann, wenn man sie aus dem Gesichtspunkt des Herrschers betrachtet, der im ruhigen, unerschütterten Besitze der Macht steht.

Weil die Monarchie, wie Naumann ausführt, Nichts zu fürchten hat, weil eine Revolution ein ganz aussichtsloses Unternehmen wäre, weil ein Kampf um die Herrschaft garnicht stattfindet, deshalb sind Alle, die im Staat Macht üben, vor Gott und Welt für diese Machtübung verantwortlich. Herrschaft des Monarchen heißt Regierung des Volks durch seine Beamten. Das ständige, berufsmäßige Beamtentum ist die notwendige Beigabe der Monarchie. Und dieses Beamtentum ist trotz aller seiner offenkundigen Schwächen doch die denkbar vollkommenste Garantie eines gerechten Regiments. Republikanische Beamte sind Diener der herrschenden Klasse, deshalb, wie diese Klasse selbst, im steten Kampfe um die Erhaltung ihrer Autorität begriffen. In der Schweiz kommt man garnicht auf den Gedanken, daß eine gerichtliche Entscheidung, welche die politischen Parteigegensätze berührt, unparteiisch ausfallen könne. Bei uns wird jeder Anfang, jeder leiseste Vorstoß des Parteigeistes in die berufsmäßige Thätigkeit der zur Ausführung der Gesetze bestellten Beamten als eine schwere Kalamität empfunden und von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt. Die Beamten schulden dem König Treue, und sie erfüllen diese Pflicht, indem sie dem Volke dienen — dem ganzen Volke, nicht einer Klasse. Wie der Herrscher dem Kampfe um die Macht, ist der Beamte dem Kampfe um das tägliche Brot enthoben, nicht damit er ein behagliches Genußleben führe, sondern damit er seine ganze Kraft an eine rein ethische Aufgabe setze. Jedes „Ansehen der Person“, jede Bevorzugung eines Standes, einer Partei, jede Feindseligkeit gegen einen Volksgenossen ist für den Beamten strafwürdige Untreue.

Selbstverständlich entspricht die Wirklichkeit nicht immer diesem Ideale. Aber die Auflösung der Politik in Klassenkampf würde auch das Ideal zu nichte machen. Und in einer Periode leidenschaftlicher sozialer Kämpfe wäre es, wie mir scheint, die wesentliche Aufgabe eines „Handbuchs für innere

Politik", grade dieses ethische Ideal einer über den wirtschaftlichen Parteien stehenden, von dem Prinzip der Gerechtigkeit beherrschten Staatsgewalt mit allem Nachdruck zu behaupten und also die sittliche Hoheit des Staats zu retten.

Die ethische und religiöse Auffassung des Verhältnisses von König und Volk ist der echte Edelstein in dem so vielfach unechten Schmucke der konservativen Politiker. Das so oft mißbrauchte „von Gottes Gnaden", dessen Ursprung*) man in seiner parteipolitischen Entstellung kaum mehr erkennt, ist doch nur der Ausdruck des ursprünglich paulinischen Gedankens, daß der Staat eine Gottesgabe und eine Gottesgnade ist, weil er inmitten dieser Welt der Ungerechtigkeit und des Unfriedens ein Werkzeug des Friedens, eine Macht der Gerechtigkeit ist. Diese Ansicht vom Staat entnahm der große Apostel nicht einer theologischen Reflexion, sondern der lebendigen Anschauung des Römerreichs, auf dessen Bürgerrecht er stolz war, in welchem sein scharfer Blick trotz der ungeheuren Schäden der Zeit, die Niemand besser als er kannte, dennoch eine Macht des Guten in einer sittlich faulen Welt erkannte. Es waren die heidnischen Zeitgenossen des Apostels, die das Lebensprinzip des Staats in ewig giltigen, lapidaren Sätzen definierten: **Juris praecepta sunt haec: honeste vivere, alterum non laedere, suum cuique tribuere.****) Deshalb eben, weil der Staat seinem Wesen nach gerecht ist, weil er sich selbst aufgiebt, wenn er das ‚**Suum cuique**' verwirft, deshalb ist er von Gottes Gnaden. Das allein ist ethische Politik und zugleich christliche Politik, und hierin besteht ein unauflöslicher Zusammenhang zwischen der Politik und der Sittlichkeit und Religion. Ohne die Würdigung dieser Beziehung kann man nicht zu vollem politischen Verständnis durchdringen.

Die große Bedeutung von Naumanns Buch liegt in der Darlegung der Beziehungen zwischen Volkswirtschaft und Politik. Da die ungeheure Mehrheit aller Volksgenossen ihre gesamte Kraft und ihr gesamtes Denken auf wirtschaftliche Ziele zu richten gezwungen ist, so kann in einer demokratischen Gesellschaft lebendige Staatsgesinnung nur dann herrschen, wenn die Erkenntnis der Wechselbeziehungen zwischen Wirtschaft und Politik Gemeingut wird. Aber ebenso notwendig ist es, daran festzuhalten, daß der Staat doch noch etwas Andres ist als das Produkt wirtschaftlicher Entwicklungen und der Schauplatz wirtschaftlicher Kämpfe, daß nur eine ethische Würdigung seines Wesens und seiner Aufgaben einer klaren und überzeugten inneren Politik den Weg weisen kann. Alle Forderungen, welche die Freunde sozialen Fortschritts an die Regierenden zu stellen haben, kommen im Grunde darauf hinaus, daß sie in den sozialen Kämpfen der Gegenwart parteilose Gerechtigkeit üben sollen. Diese Tugend fordert Einsicht und guten Willen. Beides in den Kreisen der gebildeten und herrschenden Volksklassen zu verbreiten, ist die Absicht und der Beruf derjenigen Vereinigungen, welche nicht eine Partei im Klassenkampfe vertreten, sondern den idealen Gesamtinteressen der Nation dienen wollen, mögen sie sich christlich-sozial oder kirchlich-sozial oder evangelisch-sozial nennen. Eine Einrichtung wie der Evangelisch-soziale Kongreß, von dessen Lebensfähigkeit man sich in Karlsruhe überzeugen konnte, beruht auf der Voraussetzung, daß es in Deutschland eine herrschende Klasse giebt, der die Lehrer und Führer des Volks angehören, welche in dem Klassenkampfe nicht Partei ist und deshalb die Fähigkeit und den Beruf besitzt, zu regieren und innere Politik zu treiben.

Die Richtigkeit dieser Voraussetzung wird durch Akte der Ungerechtigkeit in der Gesetzgebung oder in der Anwendung der Gesetze nicht widerlegt. Denn grade in solchen Fällen beweist der leidenschaftliche Widerspruch, nicht der betroffenen Kreise, sondern der gesamten gebildeten Gesellschaft und der unabhängigen Presse, daß wir Deutschen ein Staatsideal besitzen, das nicht Kampf um die Macht, sondern Gerechtigkeit heißt, und das sich auch in den wirtschaftlichen Kämpfen der Gesellschaft durchsetzen will, weil es nicht der Natur, sondern dem Gewissen entstammt. Friedrich Curtius

*) Ich darf hierzu auf meine Schrift „Die Religion im modernen Geistesleben" S. 80 verweisen. D H

**) Die Gebote des Rechts sind: ehrbar leben, den Andern nicht schädigen, Jedem das Seine zukommen lassen.

Ein Wort zum Missionswesen

von einem Ethiker

In diesen Tagen haben gewichtige Stimmen im Inlande und Auslande dem christlichen Missionswesen die Hauptschuld an den tieftraurigen Ereignissen in Ostasien zugeschoben. Mit Recht hat man von christlicher Seite diesen Vorwurf zurückgewiesen, wenn man gewiß auch nicht leugnen wird, daß manche Taktlosigkeiten und Unvorsichtigkeiten begangen worden sind. Es ist wohl zweifellos, daß unsre Gewaltpolitik und das ganze europäische Gerede von der Aufteilung Chinas zuerst das Missionswesen verdächtig gemacht und die Volkswut gegen diese ersten Vorboten und Vertreter europäischer Besitzergreifung des Ostens gekehrt hat. Muß nicht aber vielleicht grade diese Thatsache die allerschwersten Bedenken gegen das ganze missionarische Vorgehen in China erwecken? Ich frage in allem Ernst und in tiefer Gesinnungsgemeinschaft mit Allem, was ehrlich und konsequent in der christlichen Kirche ist: sollte man nicht der Bergpredigt erst Eingang in die europäischen Kabinette verschaffen, bevor man Ostasien für das Evangelium der Liebe zu gewinnen versucht? Sind wir denn überhaupt würdige Propagandisten des Evangeliums, solange dasselbe in unsrer eignen Kultur — und wir sind Alle mitschuldig an dem Zustand dieser Kultur — noch so wenig tiefere Wurzeln geschlagen hat? In der ganzen Diskussion über die Missionsfrage hat man den eigentlichen Kernpunkt nie berührt: Welch ungeheuerlicher Anblick ist doch dieser Kontrast, daß den Chinesen die Bergpredigt verkündigt wird, während gleichzeitig die Repräsentanten dieser selben christlichen Kultur in der Behandlung Chinas der primitivsten Indianermoral folgen und wider alles Völkerrecht Gebiete an sich reißen, während sie doch durch die Thatsache ihrer diplomatischen Vertretung China als zivilisierte Macht anerkannt hatten!

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Wer kann es in Wahrheit den Chinesen verdenken, wenn sie sich immer gebieterischer sagen: „Das Christentum mag etwas sehr Hohes sein, aber nach den Proben, die wir erlebt haben, scheint es keiner großen praktischen Wirkung auf seine Bekenner fähig zu sein. Diese christlichen Nationen stürzen sich wie Raubtiere auf den Schwachen, um ihn »aufzuteilen«, und es giebt unter ihnen sogar christliche Pfarrer, die in der ersten Reihe hetzen und das Recht des Stärkeren als die alleinige Norm der Völkerpolitik proklamieren. Bleiben wir also bei unserm Konfucius, der uns bisher vor dem Militarismus und der Räuberpolitik bewahrt hat, und hüten wir uns vor den sittlich auflösenden Wirkungen dieser Religion, die keine Verbindung zwischen ihrer Lehre und dem Leben herzustellen versteht."

Kann es wirklich noch einen ernsthaften Christenmenschen geben, der da glaubt, daß echte Bekehrungen zur Lehre Jesu in China möglich sind, so lange unsre christlichen Regierungen fortfahren, durch ihre Politik die christliche Kultur zu kompromittieren und so lange unsre öffentliche Meinung fortfährt, ihr christliches Gewissen zu verleugnen und das Götzenbild des nationalen Wohlgefühls an die Stelle von Gerechtigkeit und Großmut zu setzen?

Kann es ferner irgend einen ernsthaften Christen geben, der bezweifelt, daß die verrohende Wirkung solcher unchristlichen Politik ganz unvergleichlich größer ist als die verfeinernde Wirkung der christlichen Mission? Wenn das der Gewinn jahrzehntelangen Einflusses auf China ist, daß heute dort die rohesten Elemente der ganzen Nation das Heft in die Hand bekommen und Alles hinwegrasieren, was an Bildung und Toleranz schon aus uraltem Boden emporgewachsen ist — nun so muß man doch blind und taub sein, um nicht einzusehen, daß man erst den europäischen Boxergeist zu christianisieren hat, bevor man irgend welchen Erfolg evangelischer Gesinnung in China erhoffen darf. Das heißt, die christliche

Kirche muß den Kampf gegen die Machtpolitik aufnehmen, wenn sie nicht will, daß man sie den größten ethischen Aufgaben der Gegenwart gegenüber für bankerott erkläre und sich neuen Organisationen zur Pflege des sittlichen Lebens zuwende. Das erste Christentum wurde groß im Kampf gegen den römischen Imperialismus — heut drückt man zu Allem das Auge zu und meint bisweilen sogar, diese Dinge gehörten nicht zur Seelsorge — als ob es überhaupt noch irgend etwas Andres geben könnte, was die Seelen mehr vergröbert und veräußerlicht und mehr in alle Zellen des sozialen Lebens zurückwirkt, als diese ganze Epidemie des Willens zur Macht.

Um einen solchen Kampf wirksam und überzeugend zu führen, wird die Kirche allerdings mehr „weltliche Ethik" treiben, d. h. die Thatsachen und Zusammenhänge des wirklichen Lebens soziologisch studieren müssen, um so die Bedeutung des Christlichen für die Ordnung des diesseitigen Lebens nachzuweisen und den Herrn Realpolitikern zu zeigen, daß ihre Politik die größte Utopisterei ist, weil dieselbe auf einer ganz fragmentarischen Auffassung der realen Lebensfaktoren beruht und ganz übersieht, daß Gewissen und Rechtsgefühl die fundamentalsten staatserhaltenden Kräfte sind, und daß jede Roheit nach Außen auch im Innern wieder alles Bestienhafte sanktioniert.

Aber ich wollte nur auf ein neues Feld der Mission hinweisen. Auch hier ist überreiche Gelegenheit zum Märtyrertum. Denn die Anbeter der Macht sind verfolgungssüchtiger, als alle andren Götzendiener.

Zürich Fr W Foerster

Zur Frage nach der Sittlichkeit der Staaten und staatlicher Handlungen

Den beiden vorstehenden Aufsätzen muß ich einige Zusätze folgen lassen, die ich am besten unter obiger Ueberschrift zusammenfasse.

1. Curtius stimme ich in Allem sachlich bei. Aber in den ersten Absätzen seines Artikels finden sich Wendungen, die richtig aufgefaßt sein wollen, wenn sie nicht gefährlich werden sollen.

Curtius findet es unvernünftig, über das Walten des Egoismus in den Beziehungen der Staaten zu schelten und die Notwendigkeit des Kampfes zu verkennen innerhalb einer keineswegs vom Christentum durchdrungenen Gesellschaft. Er hat aber die Tendenz, für die innere Politik das Recht und die Pflicht einer andren Staatsbetrachtung nachzuweisen.

Ich finde nun verwirrend die Rede vom notwendigen „Egoismus" der Staaten. Wir sind gewohnt, mit dem Begriff Egoismus die Vorstellung einer verantwortlichen Person zu verbinden. Das ist aber der Staat nicht. Wenn Plato den Staat einen Menschen im Großen nannte, so ist das eine allzu poetische, irreführende Anschauung. Wenn Aristoteles das Bild eines Organismus auf ihn anwendet, so trifft dies Bild eben nur so weit, als die Vergleichspunkte reichen. Zutreffender können wir den Staat als eine Organisation bezeichnen, bestimmter Menschengruppen und menschlicher Beziehungen zu bestimmten Zwecken. Ich will hier keine Definition geben. Auf alle Fälle ist der Staat eine Vereinigung von dinglichen und persönlichen Elementen. In welchem Maße diese Organisation sich dem Organismus und gar dem der menschlichen Person nähert, hängt ganz von der Macht ab, mit der Personen (ein einzelner Lenker oder ein herrschender Stand oder ein politisch mündiges Volk) sie handhaben.

In dem Zusammenhang oben handelt es sich nun für Curtius, wenn ich ihn richtig verstehe, nicht darum, den „Egoismus" irgendwelches Menschen oder irgendwelcher Menschengruppe in Schutz zu nehmen. Sondern es soll gesagt sein, daß Staaten Wesen sind, die sich der sittlichen Beurteilung bis zu einem gewissen Grade entziehen, und zwar vor allem der christlichen Forderung der Selbstverleugnung oder Selbstaufopferung. Die Sache verhält sich in der That so. Nur würde ich da nicht von „Egoismus" reden, denn alles Tadeln ist hier gegenstandslos. Es handelt sich bei dem Ding „Staat" um dasselbe natürliche Grundphänomen wie bei jedem andern existierenden Ding, auch dem Menschen, sofern er nur Ding und nicht sittliche Person ist, nämlich um jene natürliche Grundtendenz alles Seienden, die Spinoza so ausdrückt: Unaquaeque res, quantum in se est, in suo esse perseverare conatur. Zu deutsch: „Jedes Ding, soweit es in sich ist, strebt in seinem Sein zu verharren."

Diesem Urdatum alles in sich und für sich Seienden soll man aber zunächst noch keinerlei sittlichen Wert zusprechen. Das Sittliche kommt erst herein, wenn die zu sittlicher Gesinnung und sittlichem Handeln berufene Einzelperson dazu Stellung nimmt und Gebrauch davon macht. Mit dem Hinweis auf die Naturseite der Staaten ist zunächst rein Nichts gesagt (höchstens daß Phantasieen über den Staat als sittliche Person oder als christliche Person, die er niemals ist, abgewiesen sind); die sittliche Aufgabe liegt allein in der Art und Weise, wie Menschen sich des Staatswesens führend bemächtigen.

Diese Anmerkung schien mir nötig, weil in der Menge die unklare Vorstellung umgeht, daß, was den Staaten erlaubt sei, auch den Einzelpersonen erlaubt sein müsse. Ein ethischer Nonsens. Zwischen dem Handeln des „Staates" und dem Handeln der Einzelperson besteht überhaupt Verwandtschaft nur, sofern am Handeln des Staates Einzelpersonen in verantwortlicher Weise beteiligt sind. Und diese haben in der Bewältigung des Naturwesens „Staat" jedenfalls Schwierigkeiten zu überwinden, wie sie die für das Staatsganze nicht verantwortlichen Personen so nicht zu bewältigen haben. Darin liegt ja gerade das Interessante und Heikle der auf die höhere Politik bezüglichen ethischen Fragen.

2. Damit ist schon der Antwort vorgearbeitet, die ich dem Vorsitzenden der „Ethischen Kultur" an meinem Teil geben möchte auf die Frage: „Sollte man nicht der Bergpredigt erst Eingang in die europäischen Kabinette verschaffen, bevor man Ostasien für das Evangelium der Liebe zu gewinnen versucht?"

Es ist überhaupt nicht so leicht: der Bergpredigt Eingang verschaffen! Und es ist in Ostasien kaum schwerer wie in Europa. Die Bergpredigt ist eine Gesinnungspredigt, die sich allein an die Einzelperson als solche richtet. Wenn man in ihr einen sozialen Zug findet, so kommt dies daher, daß die Einzelperson mit ihrer Gesinnung sofort auf das Handeln an dem „Bruder," „Nächsten" oder „Feind" hingewiesen wird. Aber als Subjekt dieser an den Nächsten adressierten Gesinnungsmoral kommt keine Sozietät, sondern das dem Bergprediger zugängliche Individuum in Betracht. Insofern ist, streng genommen, die christliche Moral gar nicht sozialistisch, sondern rein individualistisch.

Das, was man „Kirche" nennt, ist aber als ethische Größe ganz ähnlich zu beurteilen wie „der Staat." Es giebt genau genommen so wenig eine wiedergeborene Kirche wie einen wiedergeborenen Staat. Christus hat seinen Jüngern seinen Geist gegeben, aber er hat Gott Lob diese Kirche nicht gestiftet, die als Gegenstand der Kirchengeschichte uns ebenso oft mit Grauen vor der Macht des Irrtums und Eigensinns auch auf religiösem Gebiete erfüllt, wie wir auch an der Macht des Guten in ihr uns erfreuen. Formen, Organisationen, die überall werden und wachsen, wo Menschen in der Religion ihren Mittelpunkt gefunden haben, haben sich auch auf christlichem Boden entwickelt. Der rechte Brauch war immer Sache der Einzelpersonen, und hierin konnten sie ihr Christentum beweisen, wie je nachdem auch gegenüber den übrigen Formen des menschlichen Gemeinschaftslebens. Es geht aber nicht an, diese „Kirche," von der die Kirchengeschichte erzählt — die Abstraktion der verschiednen Kirchen aller Länder und Zeiten — für das echte Produkt des christlichen Geistes oder wohl gar für die christliche Offenbarung selber anzusehen. Diese Kirche faßt unendlich viel Naturhaftes, Unterchristliches und Untersittliches in sich. Das Christentum in seinem Grund und Wesen studieren kann man immer nur an der Person. Und auch da gar nicht so leicht, wie man oftmals thut, denn, mit Luther zu reden, „es ist ein seltener Vogel um einen Christen."

Es giebt also (nach evangelischer Auffassung) schlechthin keine Instanz, die man dafür haftbar machen könnte, daß die europäischen Kabinette nach der Bergpredigt verfahren. Bekannt ist diese den regierenden Personen allen; wie weit sie sich darnach richten, wird man ihrer sachlichen Einsicht und ihrer Gewissenhaftigkeit anheimgeben müssen. Zwingen, auch nur moralisch zwingen, kann man sie nicht.

Ebenso aber giebt es innerhalb der evangelischen Kirche keine Instanz, die den Missionsdrang nach den Heidenländern hin so lange hemmen könnte, bis ein andrer Grad von Christianisierung der Heimat bis in die Staatsministerien hinein erreicht wäre. Das Unternehmen der Heidenmission war von je her auf evangelischem Boden von Männern getragen, denen eigentlich politische Erwägungen fremd sind. Daß die Mission recht oft auch politisch gebraucht oder mißbraucht worden ist, lehrt die Geschichte; aber ihre Kraft liegt, zumal bei uns in Deutschland, in dem Enthusiasmus höchst unpolitischer Kreise. Der Einwurf, man solle erst die Menschen in der Heimat bekehren, ist so alt wie die Mission. Gehindert hat er den Eifer noch nie. Und so wird diese Thätigkeit ihren Fortgang haben, mögen noch so große Gründe der Vernunft und der Politik sich entgegenstemmen. Auch hier spielen „soziologische Gesetze“ des religiösen Gemeinschaftslebens ihre Rolle, wie sie sich zumal der Geschichte der christlichen Kirche mit ehernem Griffel eingezeichnet haben.*)

So nahe liegend also der Vorhalt Professor Foersters ist, bitte ich doch, nicht auf Eigensinn zu erkennen, wenn christlicherseits keine Folge geleistet wird. Ich bin überzeugt, auch die ethische Kultur wird zu keinem andern Verhalten kommen, wenn sie unternimmt, was zu leisten der christlichen Kirche nicht beschieden gewesen ist. Sie wird erfahren und erfährt schon zur Genüge, was man dem jungen Luther zurief, als er gegen die Wittenberger Bürgersünden eiferte, daß es nicht so leicht ist, „alte Schälke fromm zu machen.“ Sie wird ihre innere Echtheit darin beweisen müssen, daß sie durch solchen Mißerfolg unbeirrt ihre „Mission“ weiter treibt. Wir Christen dürfen es Niemandem verdenken, wenn er, an unsren Kirchen verzweifelnd, sich neuen Organisationen zur Pflege des sittlichen Lebens zuwendet. Was uns bei unseren Kirchen doch festhält, ist der in ihnen trotz allem lebendige Christus. Wir lassen uns aber auch gern darüber belehren, daß wir die Thatsachen und Zusammenhänge des wirklichen Lebens ganz anders studieren müssen, um mit unsrer Ethik aus den Spekulationen und Illusionen, aus den Allgemeinheiten und Trivialitäten herauszukommen. Auf die Moral des Staates werden wir freilich nie andren Einfluß gewinnen als durch die Erziehung der Einzelpersonen hindurch, und das staatliche Handeln an sich kann uns kein Gegenstand der ethischen Regulierung sein, sondern nur die Gesinnung der damit betrauten Personen. Ist es so, dann müssen wir letztlich das Handeln diesen in das Gewissen schieben, und zuwarten, in welchem Maße es ihnen gelingt, den spröden Stoff in ihren Händen mit dem Geiste einer wahrhaften Sittlichkeit zu durchdringen. R

Neue Bilderbibeln

7. Die vier Evangelien. Mit über dreihundert Bildern nach deutschen, italienischen und niederländischen Meisterwerken des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts. Mit einem kunstgeschichtlichen Anhang über den Bilderschmuck des Werkes und Biographien der Maler. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1900. Ungebunden 48 Mk.

Ein groß angelegtes und durchaus eigenartiges Werk! Wie gerne möchte ich es ohne jede Bedingung und Einschränkung als Geschenk einer gebildeten evangelischen Familie empfehlen — aber es wird mir nicht einmal leicht, ein klares und bestimmtes Urteil abzugeben, weil das Buch eine Reihe von Fragen und Rätseln stellt, für die ich keine Lösung gefunden habe.

*) Religiös ausgedrückt finden sie sich Matthäus 18, 20 und Apostelgeschichte 4, 20.

Auf der einen Seite eine großartige, in der Gegenwart kaum zu übertreffende Ausstattung: der Druck des Textes, die Reproduktion der Kunstwerke lassen Nichts zu wünschen übrig und sind in der That „mustergiltig.“ Weiter ein Reichtum von Darstellungen, namentlich auch solcher, die sogar in den Handbüchern der Kunstgeschichte bisher noch nicht berücksichtigt, jedenfalls nicht in dieser vorzüglichen Weise wiedergegeben sind. Wer die italienischen oder unsre großen deutschen Galerien kennt, wird sich bis zum Ende des Buches über so manches Gemälde freuen, das er dort gesehen hat, und er wird ebenso immer wieder neue Schätze entdecken und neue Anregungen erhalten.

Beim ersten Durchblättern hatte ich über all dem Schönen und Neuen, über der Freude an der Kunst ganz vergessen, daß es sich um einen Teil des Neuen Testaments handelt, daß neben dem Bilde der Text der Evangelien steht. Als ich mir nun die Frage vorlegte, wie das Dargebotene sich zu dem Zweck verhält, den die Herausgeber sich gestellt haben, als ich den kunstgeschichtlichen Anhang gelesen hatte und ihn mit dem Bilderschmuck des Werkes selbst verglich, da wurde meine Freude durch verschiedene merkwürdige Widersprüche in der Anlage des Ganzen sehr gestört. Und vergebens suchte ich nach einer Erklärung dieser Rätsel, die sich doch leicht hätten vermeiden lassen.

Hat der Verfasser der kunstgeschichtlichen Bemerkungen, der seinen Namen nicht nennt, auch die Bilder ausgewählt und zusammengestellt? Hat er die Aufgabe, wie sie der Prospekt vorzeichnet, gekannt und beachtet? Und wenn Herausgeber der Bilder und Verfasser jener kunstgeschichtlichen Uebersicht verschiedene Persönlichkeiten sind, haben sie in der That zusammengearbeitet, wie das doch die Anlage eines solchen Werkes verlangt? Nach welchen Gesichtspunkten haben sie die Auswahl bestimmt? Waren sie gebunden durch die Rücksicht auf vorhandenes Material, auf die Vorlagen der Photographien? Hätten sie hier Mehr, dort Weniger geben können? Der Leser wird sofort erkennen, warum man eigentlich eine Antwort auf diese Fragen haben sollte, ehe man ein Urteil abgiebt.

Die Ankündigung des Werkes behauptet, daß in gleicher Weise noch nie der Versuch gemacht worden sei, die bildende Kunst so unmittelbar mit der heiligen Schrift zu verbinden. Das ist insofern ganz richtig, als noch nie in dem Umfang, wie es hier geschieht, die Illustrationen zu einer Bibel aus der niederländischen, deutschen und italienischen Kunst vom vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert, und zwar aus dieser Periode allein, ausgewählt sind. Darin liegt in der That die Eigentümlichkeit und der hohe Wert des neuen Werks.

Ob aber auch die Art der Verbindung von Schrift und Bild eine glückliche zu nennen ist, ob diese Verbindung von Schrift und Kunst wirklich eine „so unmittelbare“ ist, das ist mir doch zweifelhaft.

Die Bilder sind in der Weise auf die vier Evangelien verteilt, daß in jedem Evangelium das Leben Jesu, von der Geburt bis zur Himmelfahrt vorgeführt wird. Dabei gehen nun aber die Wege von Bild und Text so weit auseinander, daß z. B. im Johannesevangelium von den diesem eigentümlichen Erzählungen zwar folgende illustriert sind: Hochzeit zu Kana, Samariterin, Ehebrecherin, Auferweckung des Lazarus, Fußwaschung, Pilatus zeigt Jesus dem Volk, Christus und Magdalena. Daneben aber finden wir beim Johannesevangelium die Verkündigung neunmal, die Geburt Christi siebenmal, die Anbetung der Weisen fünfmal, die Flucht nach Aegypten zweimal, ebenso oft den Kindermord, die Bergpredigt und das Abendmahl, weiter die Vermählung der Maria, die Darstellung im Tempel, Petrus auf dem Meer, Gastmahl des Simon, Gethsemane. Wiederum sind Erzählungen aus dem vierten Evangelium bildlich in die anderen Evangelien aufgenommen.

Noch mehr fällt aber die sonderbare Reihenfolge der Bilder auf. Bei Kapitel 6 (Inhalt: Speisung; Brot des Lebens) stehen die Anbetung der Weisen, die Flucht, der Kindermord, die Darstellung, der zwölfjährige Jesus im Tempel, Johannes der Täufer. Eine Verkündigung folgt nach der Bergpredigt bei Kapitel 7; die Hochzeit zu Kana bei Kapitel 8. Engeldarstellungen sind durch das ganze Evangelium verteilt.

Unbegreiflich ist es, warum das Gespräch Jesu mit der Samariterin am Schluß des Evangeliums nach der Auferstehung folgt.

Ich kann mir nicht denken, daß Jemand, der die zu einer Verbindung von Schrift und Bild nötige Bibelkenntnis besitzt, eine solche Anordnung gebilligt hätte. Sollte sie durch technische Gründe veranlaßt sein? Dann wäre zum mindesten eine Erklärung oder Entschuldigung in den Vorbemerkungen angebracht.

Schon hieraus ergiebt sich, daß der Text der heiligen Schrift völlig entbehrlich ist.

Nach der Erklärung der Verlagsbuchhandlung sollen die „vier Evangelien" in erster Linie dem christlichen deutschen Hause dienen. Da die Uebersetzung Luthers beigegeben ist, so kann unter dem christlich-deutschen Hause nur das evangelisch-christliche verstanden sein. Wenn wir nun ganz davon absehen, daß sich unser Auge an die Form der mittelalterlichen Darstellungsweise erst gewöhnen muß, so wird es gewiß in manchem evangelischen Haus Befremden oder gar Anstoß erregen, daß ihm hier verschiedene Gegenstände begegnen, die es schwerlich mit seiner deutschen lutherischen Bibel in Einklang bringen kann. Wie viel von den nahezu vierzig Madonnen würden wir evangelische Christen heute in unsern Kirchen aufstellen? Und auch in unmittelbare Verbindung mit dem Evangelium können wir nur wenige bringen.

Nun sind zwar die Darstellungen der Marienlegende zumeist in den kunstgeschichtlichen Anhang und in das Register eingestellt. Aber die Grenze für die Aufnahme des legendarischen Stoffes im Unterschied von den biblischen Erzählungen scheint mir doch überschritten zu sein. Auch nicht durch einen Anhang, in dem neben ihnen doch wieder Bilder aus der Geschichte Jesu stehen, wollen wir Gegenstände wie die Austreibung des Joachim aus dem Tempel, die Geburt der Maria, die Darstellung der Maria im Tempel, die Familie der „heiligen" Jungfrau Maria mit der „heiligen" Anna oder anderen Heiligen, Jesu Abschied von seiner Mutter, Jesu Erscheinung bei seiner Mutter, dem Text der Evangelien naherücken. Von unseren gebildeten Protestanten kennt zudem niemand diese Legenden, außer denen, die sich schon genauer mit mittelalterlicher Kunst beschäftigt haben. Zu einer Bibelübersetzung Luthers passen sie nicht recht. Auch in die Bibelhandschriften des frühen Mittelalters sind diese Stoffe nur an wenigen Punkten eingedrungen.

Eine andre Frage. Hätte ein Ghirlandajo für eine Bibel des fünfzehnten Jahrhunderts die Jugendgeschichte der Maria und Jesu so dargestellt, wie wir sie an den Wänden des Chors in Santa Maria Novella in Florenz noch jetzt bewundern? Sind nicht dort die Stifter und ihre Familienangehörigen die Hauptpersonen, für die der heilige Vorgang nur den Hintergrund bildet? Derartige Bilder eignen sich überhaupt nicht zur Bibelillustration.

Wie viele uns teure Erzählungen haben aber keine bildliche Wiedergabe gefunden! Von der Verkündigung, dieser für die mittelalterliche Frömmigkeit so wichtigen Geschichte erhalten wir sechzehn Darstellungen, von den Gleichnissen Jesu vier.

Man wird freilich sagen, daß die Kunst jener Zeit eben jene Stoffe bevorzugt, die andren vernachlässigt hat. Das ist allerdings der Fall. Daraus folgt aber nur, daß es ein unvereinbarer Gegensatz ist, eine evangelische Bibelübersetzung mit Kunstwerken des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu schmücken und gleichzeitig der Kunst jener Zeit gerecht zu werden. Der Text ist ein Hindernis für das Bild und das Bild für den Text.

Die „vier Evangelien" wollen weiter nach dem Prospekt für jeden Kunstfreund eine Fülle von Anregungen bieten, indem sie einen in ähnlicher Weise noch nicht vorhandnen, vollständigen Ueberblick über die gesamte religiöse Kunst in ihrer klassischen Epoche geben.

Daß das Werk jedem Kunstfreunde reiche Anregungen gewährt, habe ich vorhin schon aus eigner Erfahrung bestätigt. Daß es aber einen vollständigen Ueberblick über die religiöse Kunst vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert zeigt, kann ich nicht zugeben. Die Frömmigkeit jener Zeit, und mit ihr die Kunst, besitzt viel mehr Motive, als je in eine evangelische Bibel aufgenommen werden können, und darunter gerade zeitgeschichtlich sehr wichtige Gegenstände. Die italienische religiöse Kunst dient zu einem nicht kleinen Teil dem Marien- und Heiligenkult. Tizians Tempelgang Mariä oder dessen Mariä Himmelfahrt, Raffaels Disputa rechnen wir zu den höchststehenden Kunstwerken des sechzehnten Jahrhunderts. In unserer Bibel aber haben wir für sie keinen Raum. Aus dem einzigartigen Visionsbild von Filippino Lippi: die Madonna erscheint dem heiligen Bernhard, läßt sich wohl die Gestalt der Maria allein wegnehmen, wie das hier geschieht; aber die eigentliche Schönheit des Kunstwerks wird dadurch zerstört.

Nicht einmal insofern bieten die „vier Evangelien" einen Ueberblick über die religiöse Kunst jener Epoche, als sie das vorhandene brauchbare Material vollständig heranziehen. Der Herausgeber hat eine Vorliebe für die Schöpfungen des fünfzehnten Jahrhunderts, das noch am besten vertreten ist. Von Fra Angelico sind allein zweiunddreißig Bilder mitgeteilt, darunter drei Verkündigungen und acht jener bekannten musizierenden Engel, über deren Wert ich mit dem Herausgeber nicht streiten will. Demgegenüber ist es doch ein offenbarer Mangel, wenn von Lionardo, von Fra Bartolomeo, von Sodoma, von Romanino, von Moretto kein einziges Bild sich findet. Gerade die beiden zuletzt genannten sind leider in Deutschland zu wenig bekannt. Ich bin überzeugt, daß Jeder, der sie kennt, gern einige Bilder von Fra Angelico preisgiebt für auch nur eines ihrer Werke. Von Andrea del Sarto sind außer der Madonna del Sacco nur die Fresken aus dem Barfüßerkloster aufgenommen. Von Luini nur die Salome, von Gaudenzio Ferrari nur eine Verkündigung. Dagegen von Paul Veronese dreizehn Bilder, von denen das Emmausbild im Louvre (S. 223) am besten beweist, wie tief die religiöse Kunst in Venedig in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gesunken war.

Und die Deutschen? Holbein der Jüngere ist sehr gut vertreten. Aber von Dürer fehlen die Apostel, die doch eher hierher gehören als die Heiligenbilder von Bissolo oder Catena, und von Hans Baldung Grien haben wir wertvollere Bilder als die eine Madonna in Kassel.

Die Grenze, welche die Herausgeber der Blütezeit der „klassischen" religiösen Kunst gesteckt haben, überschreiten sie selbst: auf Domenichino, Guido Reni, van Dyck können sie nicht ganz verzichten. Immerhin lassen sich diese noch besser hier einreihen, als die vier Bilder von Rembrandt und seiner Schule, die sich ganz fremdartig in dieser Umgebung ausnehmen und ihn als religiösen Künstler doch nicht genügend vorführen.

Aber auch mit der Anordnung wird der Kunstfreund schwerlich einverstanden sein. Deutsche, Niederländer, Italiener, fünfzehntes und sechzehntes Jahrhundert stehen unvermittelt neben einander: da das Bild doch vom Texte losgelöst ist, so hätte man auch in einem Evangelium nur Italiener, im andern nur Deutsche, oder in einem nur Werke des fünfzehnten, im andern des sechzehnten Jahrhunderts geben können.

Von kleineren Versehen sei nur nebenbei genannt, daß das Bild von Fra Angelico S. 317 nicht die Auferstehung, sondern die Verklärung Christi darstellt.

Viele Bilder sind uns heute nicht mehr unmittelbar verständlich. Sie erklären nicht den Text, für den sie ja auch nicht bestimmt waren, und sie werden durch den Text nicht ganz erklärt. Sie bedürfen also selbst einer Erläuterung, einer Art Vermittlung zwischen Text, Bild und heutiger Auffassung. Diesen Zweck erfüllen die kunstgeschichtlichen Bemerkungen am Schlusse nicht, weil sie zu wenig auf die einzelnen Bilder eingehen. Andrerseits erwähnen sie Künstler und beschreiben Werke, die im Texte gar nicht mitgeteilt sind. Die Proben aus San Apollinare nuovo in Ravenna, auf die sich der Verfasser S. 325 beruft, habe ich vergeblich gesucht. Von Masaccio und Raffaels Sixtinischer Madonna redet der Anhang — die Bilder sind nicht vorhanden. Die Bemerkungen über Ribera und Murillo entsprechen nicht dem Plane und den Bildern des

Werkes. Darin aber stimmen Erklärung und Bilderschmuck überein, daß sie von Lionardo schweigen.

Die kunstgeschichtliche Uebersicht enthält im Einzelnen manche treffende Bemerkungen und Urteile, die ich hier ebenso wenig hervorheben kann als die andern, mit denen ich nicht einverstanden bin. Nur die Punkte möchte ich anführen, wo mir Lücken vorzuliegen scheinen, die einen Leser, der erst in die Geschichte der christlichen Kunst eingeführt sein will, irreführen können. Die Geschichte des Christusbildes ist nicht ausreichend, namentlich der Uebergang vom altchristlichen Typus zum mittelalterlichen nicht erklärt. Von dem im Text erwähnten Christustypus des vierten Jahrhunderts vermisse ich eine Abbildung. Das Mosaik aus der Pudenziana ist dafür kein Ersatz, weil es auch in diesem Teile später verändert wurde. Die romanische Kunst in Deutschland und Ober-Italien mit ihren Anfängen zum Naturstudium ist nicht erwähnt. Von Cluny redet der Verfasser, nicht aber von Franziskus, außer bei Perugino. Welche Kunst er meint, indem er die „Gothik" in der bildenden Kunst schildert, ist mir nicht klar. Ueberhaupt zeigen die nur gelegentlichen Hinweise auf die Plastik und die Beschränkung des Bilderschmucks auf die Malerei deutlich, daß auch eine Uebersicht über die Geschichte der religiösen Malerei nicht ohne Rücksicht auf die Entwicklung der Skulptur gegeben werden kann. Das trifft für das fünfzehnte Jahrhundert ebenso zu wie für das dreizehnte.

Zwei Aufgaben haben sich die „vier Evangelien" gestellt. Die eine, den Text der Geschichte Jesu mit Bildern für das evangelische Haus zu schmücken, haben sie nur teilweise erreicht, weil die Bilderauswahl auf eine Periode der Kunst beschränkt war, die ihre religiösen Gegenstände nicht in unmittelbarem Anschluß an das Neue Testament bestimmte. Die zweite Aufgabe, eine „vollständige Uebersicht über die religiöse Kunst in ihrer klassischen Epoche" zu geben, haben sie ebenfalls nicht erfüllt, zum Teil weil sie gebunden waren an den Text der heiligen Schrift. Unter Verzicht auf das Bibelwort hätte ein Verlag, der über ein so reiches Material verfügt und einen so hohen Wert auf eine hervorragende Ausstattung legt, wie das hier der Fall ist, in der That eine vollständige Uebersicht, mindestens über die Darstellungen der Geschichte Jesu in der Kunst der Renaissance, geben können.

Wenn daher das Werk nicht eigentlich hält, was es verspricht, so liegt die Schuld teilweise an dem Plane selbst: er war und ist in dieser Form nicht auszuführen.

Bei diesem Urteil erkenne ich jedoch an, daß die „vier Evangelien" für den Kunstfreund, besonders für jeden, der eine Vorliebe für die Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts hat, ein schönes, vielfach anregendes und bleibendes Geschenkwerk sind, das immer wieder neue Freude bereiten kann.

Johannes Bauer

Selbstanzeigen

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend begründet von Dr. Karl Lorenz und Lic. Hans Vollmer. Band 1: Samoa, die Perle der Südsee von Otto E. Ehlers. Mit vier Illustrationen und einer Karte. Berlin, Paetel 1900. 86 S. 1 Mk. — Band 2: Im Osten Asiens von Otto E. Ehlers. Mit vier Illustrationen, einem Titelbild und zwei Karten. Ebenda 154 S. 1,25 Mk.

In Nr. 50 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift habe ich deren Leser über den gegenwärtigen Stand der Jugendschriftenfrage zu orientieren versucht. Bei aller Anerkennung, die den Bestrebungen der sogenannten „Prüfungsausschüsse" deutscher Volksschullehrer in ihrer negativen, sichtenden Thätigkeit, wenn auch nicht ohne Einschränkung, gezollt werden konnte, ergab sich aus einigen eklatanten, übrigens leicht zu vermehrenden Beispielen ihrer positiven Auswahl, daß es sich empfiehlt, jenen Prüfungsausschüssen das Monopol in der Jugendschriftenfrage nicht zuzugestehn. Bestärkt wurde ich in dieser Ueberzeugung durch eine Reihe mir wichtiger Stimmen gerade aus Volksschullehrerkreisen, die mir die Versicherung gaben, daß nur der kleinere Teil ihrer Kollegen die kunstenthusiastischen Exzesse der litterarischen Führer jener Prüfungsausschüsse gutheiße.

Die Sammlung, deren zwei erste Bände ich hiermit vorstelle, tritt nicht direkt in Gegensatz zu den vom Hamburger Prüfungsausschuß geleiteten Bestrebungen, insofern dieser, seinen besondren ästhetischen Neigungen entsprechend, seine Thätigkeit bisher beinahe ausschließlich der Unterhaltungslitteratur dichterisch erzählenden Inhalts zuwandte. Doch hat unser Unternehmen zwei in den Vorreden nicht ausdrücklich vermerkte Voraussetzungen. Einmal scheinen uns die wirklich guten Erzählungsbücher für die Jugend keineswegs so selten zu sein, wie es uns der Hamburger Prüfungsausschuß glauben machen möchte, wenn man sich nur nicht durch an sich vielleicht ganz vernünftige Gesichtspunkte zu Einseitigkeiten verleiten läßt und dabei selbst den richtigen Takt dafür verliert, was sich für Kinder eignet oder nicht eignet. Eine neue Unternehmung nach dieser Seite schien uns deshalb ein sekundäres Bedürfnis gegenüber einer Sammlung belehrender, nicht nur unterhaltender Schriften für die Jugend. Auch dünkt uns — und das ist die andere Voraussetzung — positive Belehrung in erster Linie der Zweck der von der Schule aus geleiteten Privatlektüre zu sein gegenüber der von dem Hamburger Prüfungsausschuß immer wieder bis zum Ueberdruß betonten Erziehung zur ästhetischen Genußfähigkeit. Natürlich muß sich diese Belehrung in pädagogisch und ästhetisch unanfechtbarer und dazu für den jungen Leser fesselnder Form darbieten.

Auf naturwissenschaftlichem Gebiete giebt es längst treffliche Schriften derart, eigens von hervorragenden Vertretern der verschiedenen Fächer für die Jugend geschrieben. Auf geschichtlichem und geographischem Gebiete sieht man sich vergeblich nach Aehnlichem um. Darum schien es uns geraten, anerkannt gute Werke historischen oder geographischen Inhalts, die sich dazu besonders eignen, für die Jugend zu bearbeiten. Den Anfang machen wir mit zwei Büchern des bekannten, in seinem Beruf gefallenen Weltreisenden Otto E. Ehlers. Der Name mag für den einen oder andern Leser dieser Zeilen keinen guten Klang haben; hat doch Ehlers manche ungünstige Aeußerung über unsre Missionare gethan. Es bedarf kaum besondrer Erwähnung, daß solche Stellen, wie auch Saloppheiten des Stils, wie sie bei tagebuchmäßiger Aufzeichnung leicht unterlaufen, sorgfältig beseitigt sind. So wie sie jetzt ausschaun, trotz des billigen Preises von der Verlagshandlung aufs schönste ausgestattet, fesseln die beiden Büchlein die Jugend sehr, davon durften wir uns zu unsrer Freude überzeugen, und bieten ihr in der Gestalt humorvoller, fließender Erzählung eine Fülle geographischer Kenntnisse. Daß ihr Inhalt gegenwärtig besonders aktuell geworden ist — „Samoa" und „Im Osten Asiens" — thut ihrem bleibenden Wert gewiß keinen Eintrag.

Es sollte uns freuen, wenn das Unternehmen auch in dem Leserkreise der Christlichen Welt Freunde gewönne, die uns mit Rat und That unterstützten. Für Vorschläge wegen weiterer Bändchen, auch eigne Uebernahme der Bearbeitung, werden wir dankbar sein.

Hamburg, Alsterchaussee 12a — Hans Vollmer

Verschiedenes

Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen, herausgegeben von Oberbibliothekar Dr. A. Graesel. 1. Jahrgang, Heft 1—8 (Januar bis August 1900), Leipzig, Otto Harrassowitz. Jährl. 4 Mk.

Versteht man unter Förderung der allgemeinen Volksbildung die geordnete, von berufener Seite ausgehende Uebermittlung der Ergebnisse der modernen Wissenschaften an weiteste Volkskreise — und etwas Andres wird man vernünftiger Weise nicht darunter verstehen können, so steht Deutschland in dieser Frage, darüber kann kein Zweifel aufkommen, unter den modernen Kulturvölkern germanischer Zunge an unterster Stelle. Erst seit wenigen Jahren beginnt man bei uns der in England, Amerika, Dänemark, Norwegen usw. mit gewaltigen Erfolgen betriebenen Volksbildungsarbeit (University Extension, Free Public Libraries) größere Beachtung zu schenken und die dort gemachten Erfahrungen für Deutschland fruchtbar zu machen. Für die Errichtung, Förderung und Ausgestaltung öffentlicher, sachgemäß und reichhaltig ausgestatteter Bildungsbibliotheken in Verbindung mit Lesehallen („Bücher- und Lesehallen") nach dem Vorbilde der Free Public Libraries wollen die angezeigten Blätter wirken, nicht für das, was man in Deutschland unter „Volksbibliothek" versteht, wie der leider irreführende, unglücklich gewählte Titel vermuten läßt. Für jeden Volksbildungsfreund — möchten deren besonders unter den evangelischen Geistlichen immer mehr werden! — sind die Blätter eine hocherfreuliche Erscheinung.

An der Art der Bücherbesprechungen oder Anzeigen hätte ich Folgendes auszusetzen: 1. machen die unter der Rubrik „Wissenschaftliche Litteratur" aufgeführten Neuerscheinungen zu sehr den Eindruck, als wären sie etwas reichlich unbesehen, so wie die Verleger sie einsandten, aneinandergereiht. Das hat bei dem unmittelbar praktischen Zweck, den die Anzeigen für diese Bibliotheken haben sollen, wenig Wert; 2. dürfte es sich wohl empfehlen, die wichtigeren Erscheinungen der verschiedenen Gebiete zusammenhängend mit knapper, aber treffender Charakterisierung und Beurteilung — womöglich durch zwei oder drei Fachmänner nach Art der Hamburger Jugendschriftenwarte — anzuzeigen; 3. scheint mir die Rubrik „Theologie und Religion" stiefmütterlich behandelt zu sein — unter gegen dreihundert angezeigten wissenschaftlichen Neuerscheinungen finden sich nur zwei theologische: Hases Kirchengeschichte und Smith, die Religion der Semiten; 4. wenn Haeckels Welträtsel S. 144 als „eine Naturphilosophie für die denkenden, ehrlich die Wahrheit suchenden Gebildeten aller Stände" angezeigt werden, so hätten es die auf S. 34 dargelegten Grundsätze wohl gefordert, auch etwa Loofs' Gegenschrift zu nennen; 5. müßten

die Besprechungen mit dem vollen Namen des Rezensenten gezeichnet werden. Pfannkuche

Für Oberammergau und sein Spiel. Ich komme soeben mit meiner Frau vom Besuch des Passionsspieles nach Hause und finde in Nr. 31 der Christlichen Welt die beiden äußerst scharfen Artikel gegen das Oberammergauer Unternehmen. Da wird nicht Vieles oder Weniges kritisiert, sondern das Ganze wird schlankweg verworfen. Dagegen muß ich Protest einlegen.

Zuvor bemerke ich gleich, daß mir zu so herber Kritik doch nur berechtigt erscheint, wer sie auf den eignen Augenschein gründen kann. Sodann: eine sachliche Erörterung der prinzipiellen Frage, ob die Entstehungsgeschichte der christlichen Religion überhaupt auf die Bühne gehört, ist nicht gegeben; es wird also auch die Bejahung dieser Frage in irgendwelchem Maße für berechtigt gehalten.

Die Kritik richtet sich sehr spitz besonders auf das Publikum. Gewiß sind viel unliebsame und wohl auch unlautere Elemente darunter; aber im allgemeinen muß ich sagen, habe ich noch nie eine so große Menschenansammlung — rund 6000 Personen — sich so verständig betragen sehen. Gewiß ist die Aufführung nicht mehr ein rein gottesdienstlicher Akt, ja es sind sehr viel Indifferente dabei. Nun gut, dann wird es ihnen aber nicht schaden, wenn sie nach langem Meiden der Kirche einmal wieder an Jesus und sein Leben in seiner schlichten evangelischen Thatsächlichkeit erinnert werden, wenn ihre Bibelkenntnis durch die alttestamentlichen Bilder aufgefrischt wird. Juden habe ich sehr wenige gesehen im Verhältnis zu ihrem sonstigen Auftreten im öffentlichen Leben; die aber, die da sind, werden sich nicht hinter den Spiegel stecken, was sie zu hören bekommen. Gewiß hat es mich auch einen Augenblick geärgert, als ich von einer Berliner Jüdin während des Spiels eine dumme Bemerkung hörte. Aber wer die kleinen Brutalitäten des Lebens nicht an sich abgleiten lassen kann, der muß dann wie König Ludwig von Bayern Geld und Wunderlichkeit genug besitzen, um sich Privat-Gottesdienste und Privat-Aufführungen leisten zu können. Das Publikum muß man überall mit in Kauf nehmen, und die Oberammergauer können am allerwenigsten für das ihre.

Und nun die Aufführung selbst; ja was soll man da sagen? Es ist sehr schwer, da einen Gegner zu widerlegen, der mit kräftiger Stimme ein über das andre Mal ruft: „unbefriedigend," „verletzend," „innerlich unwahr," „entwürdigend," „gräßlich," „verstimmend." Das sind Empfindungs-, Geschmacks-Urteile; wer will sie widerlegen? Ich und viele Andre haben nicht so empfunden; wenigstens ist uns der großartige Gesamteindruck durch Kleinigkeiten nicht verdrängt worden. Mir ist die Aufführung eine phantasievolle Belebung der Passionsgeschichte gewesen ebenso wie irgend ein gutes Bild, ein Oratorium oder eine plastische Darstellung. Was ist denn diese ganze Darbietung überhaupt, was will sie sein: kein Theaterstück, sondern eine Reihe von sprechenden Lebenden Bildern.

Aber das Geldgeschäft. Ich bin mit den Verhältnissen völlig unbekannt zugereist, habe mich an das Wohnungskomitee gewandt und für ein freundliches Zimmer mit zwei Betten für die Spielnacht 10 Mark bezahlt, für die andern vorausgehenden Nächte 4 Mark; dem entsprachen die übrigen Preise. Das ist nicht teuer; es ist sehr billig in Anbetracht des Umstandes, daß fast alle für die Fremden gemachten Aufwendungen sich neun Jahre negativ verzinsen. Man darf doch nicht einige Extravaganzen eines spleenigen Engländers, sowie die sogar streng bestraften Uebergriffe einiger Hotels unbillig verallgemeinern.

Ich habe viele Darsteller aufgesucht und eine starke Reaktionskraft in ihnen gefunden gegen alle Ueberkultur, die man ihnen zuträgt, gegen die Gefahren einer schnellen Bereicherung und übermäßigen Bewunderung; neun Jahre Verdauung genügen schließlich auch für eine sehr reichliche Mahlzeit. Bittlinger

Zur Erörterung über die Missionen in China. Herr von Brandt schreibt uns aus Stockholm, daß er vor seiner Heimkehr sich an den Verhandlungen über die Schuld der Missionare an den Vorgängen in China nicht eingehender beteiligen könne. Er wiederholt aber in seinem Briefe noch schärfer die schon in Nr. 31 Sp. 722 gegebne Unterscheidung, indem er sich ausdrückt, wie folgt: „Ich möchte aber gleich bemerken, daß, wenn ich Euer Hochwürden Ansicht, daß die protestantischen Missionen keine politischen Zwecke verfolgen, für die deutschen und schweizerischen Missionen in China als durchaus zutreffend anerkenne, ich nicht im stande bin, dies auch für die amerikanischen und ganz besonders englischen protestantischen Missionen zu thun."

So dankenswert diese runde Erklärung unsers langjährigen chinesischen Gesandten für die deutsch-evangelischen Missionsfreunde ist, bleibt es doch dabei, daß die noch bestehende Anschuldigung gegen die amerikanischen und englischen Missionen ohne nähere beweisende Mitteilungen uns nicht genügen kann. Die Voreingenommenheit, mit der gerade in Missionssachen geurteilt wird, ist zu groß. Das haben die Redakteure der Kölnischen Zeitung neulich wieder glänzend bewiesen.

Die Rheinische Missions-Gesellschaft, deren Missionare in der Provinz Kwantung arbeiten, äußert sich in der soeben erschienen Nr. 8 ihrer Berichte zu der Angelegenheit. Bemerkenswert sind aus dem Artikel folgende Sätze:

„Daß es bei der Mission überhaupt, d. h. bei der Verkündigung dessen, der seine Ehre keinem Anderen geben will, ohne Verletzung bisheriger »heiliger Gefühle« nicht abgehen kann, ist ja selbstverständlich. Dann dürfte man überhaupt nicht Mission treiben. Es ist aber bekannt genug — und nur die leider nun einmal ebenso bekannte absolute Abneigung gegen Alles, was Mission heißt, in gewissen Kreisen, die sich einfach nicht belehren lassen wollen, kann das leugnen —, daß zumal die evangelische Mission sich der allermöglichsten Schonung und der allergrößten Vorsicht befleißigt. . . . . Mit ebenso großem Recht wie die Mission, ja mit größerem Recht, könnte man die Kaufleute als die Uebelthäter hinstellen, die mit ihren Bauten nach chinesischer Anschauung oft genug das sogenannte »Fungschui« (Platzglück, d. h. die glückliche und glückverheißende Harmonie der Profillinie eines Ortes) verderben, und die mit ihren industriellen Unternehmungen nicht nur so und so viel alte chinesische Erwerbszweige vernichten, sondern mit ihren Anlagen (Eisenbahn, Kohlenschächte ꝛc.) die vielverzweigten »Windungen des großen Drachen« treffen und »die Ruhe der Ahnen in den Gräbern stören«; oder aber die Diplomatie, die den stolzen Söhnen »des Reiches der Mitte« den Willen »der fremden Teufel« aufzwingt; oder die Politik, die den Chinesen ein Stück »ihres geheiligten Bodens« nach dem andern fortnimmt. Man muß den ganzen Stolz, den zähen Konservatismus und den grenzenlosen Aberglauben der Chinesen kennen, um zu verstehen, daß sie das alles als eine viel größere Rücksichtslosigkeit gegen ihre heiligsten Gefühle empfinden, als alle Missionsthätigkeit zusammengenommen. Man sollte aber angesichts der furchtbar ernsten Lage es überhaupt unterlassen, die Schuld der einzelnen Faktoren gegen einander abzuwägen."

Im Weiteren werden dann die chinesischen Wirren als einer jener elementaren Ausbrüche des Fremdenhasses charakterisiert, „wie sie von Zeit zu Zeit immer wieder in China eintreten, wenn auch kaum je in so furchtbarer Weise." R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich: 10 Mk. vom Theologischer Studenten-Verein Concordia in Göttingen; 5 von L in Pretzsch; 4 aus der Gemeinde Wossitz.

Für das notwendige Liebeswerk: 50 Mk. Freunde der Christlichen Welt in Magdeburg; 5 Jahresbeitrag von St, Zittau.

Für Armenien: 5 Mk. von Sch in Schney; je 2 von K in L Kr. Dt. Kr.; aus dem Kingelbeutel von R, Gladbach.

Für Bessarabien: 2 Mk. von K in L Kr. Dt. Kr.

Für Belgien: 20 Mk. von E H, Leipzig.

Für Mürzzuschlag: 6,10 Mk. durch Z, Dt: Ossig.

Für die Goßnersche Mission: 2 Mk. von K in L Kr. Dt. Kr.

Für die Mission in Deutsch-Ostafrika: 2 Mk. aus der oberschlesischen Diasporagemeinde Ellsnig-Zülz.

Für den Allgemeinen Evang.-Protest. Missions-Verein in Kiautschou: 5 Mk. von M in D.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch 12. September, nachm. 3 Uhr bei Wuthe: Populärwissenschaftliche Vorträge über religiöse Fragen: Die Bedingungen des Wachstums der sittlichen Persönlichkeit

Versammlungskalender

August 27.—29. Schweizerische Predigergesellschaft in Glarus
September 11.—13. Gustav-Adolf-Gesamtverein in Königsberg
„ 25. 26. Allg. Ev.-Prot. Missionsverein in Hamburg
Oktober 1. 2. Freunde der Christlichen Welt in Eisenach
„ 1.—4. Evangelischer Bund in Halberstadt
„ 23.—25. Theologischer Ferienkursus in Bonn
„ 30. 31. Konferenz deutscher evangelischer Pastoren in Großbritannien in Bradford

Gesucht

sofort oder später ein im Unterrichten erfahrener **Hauslehrer** (ev. cand. theol. oder phil.) für meinen neunjährigen Sohn. Angebote erbeten mit Empfehlungen und Angabe der Gehaltansprüche.
Oldenbourg,
königl. Gutsverwalter
Cadinen, Kreis Elbing, Wpr.

Gesucht

zum 1. Okt. ein cand. theol. oder min. für die hiesige Privatschule. Meldungen an den Pastor **Weniger,** Dassel a. Solling.

Die Jahrgänge 1891 92 93 94 95 96 der
Christlichen Welt
und die Jahrgänge 1893 94 95 96 der
Chronik der Christl. Welt
(alle vollständig, aber ungebunden)
sind zu **verkaufen.** Angebote unter Sch. L. durch die Schriftleitung der **Christl. Welt.**

Einzelnummern
23 Pfennige,
direkt vom Verlag

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Tübingen, Freiburg i. B., Leipzig

Die Apokryphen und Pseudepigraphen
des Alten Testaments

in Verbindung mit mehreren Fachgenossen

übersetzt und herausgegeben von

D. E. Kautzsch
Professor der Theologie in Halle

Lex. 8. 1900

Vollständig in 2 Bänden. M. 20.—. Gebunden M. 24.—

I. **Band:** Die **Apokryphen** einzeln M. 12.—. Gebunden M. 14.—

II. **Band:** Die **Pseudepigraphen** einzeln M. 12.—. Gebunden M. 14.—

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Soeben wurde vollständig:

Handwörterbuch der Staatswissenschaften

Herausgegeben von

Dr. J. Conrad, Prof. d. Staatswissensch. in Halle a. S.
Dr. L. Elster, Geh. Reg.-Rat u. vortr. Rat in Berlin
Dr. W. Lexis, Prof. d. Staatswissensch. in Göttingen
Dr. Edg. Loening, Prof. der Rechte in Halle a. S.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage

Vierter Band: Galiani-v. Justi

Preis: brosch. 23 M., geb. 25 M. 50 Pf.
Preis für den I.—IV. Band zusammen: brosch. 86 M., geb. 96 M.

Ueber die Bedingungen für den Umtausch der ersten Auflage gegen die zweite wurde ein ausführlicher Prospekt hergestellt, der entweder direkt vom Verlag oder durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste! Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von
Georg D. W. Callwey, München

Im 7. Jahrgange erscheinen im unterzeichneten Verlage die

Internationalen Litteraturberichte

die sich die Aufgabe gestellt haben, den Leser über die Litteratur des In- und Auslandes in interessanten und fesselnden Artikeln zu informieren.
Preis pro Quartal bei 14täg. Erscheinen M. 1.75, Ausland M. 1.85 franko.
Probenummern gratis und franko durch
C. F. Müller Verlag, Leipzig.

Hochinteressant für Alle und unschätzbar für Viele ist das neu erschienene allseitig aufs beste empfohlne Juwelenbuch: **„Vom Guten das Beste“** über das Wichtigste und Wissensnötigste für Jedermann. 178 S. 8⁰ fr. 1,15 M. Einsdg. Nachn. 1,35 M.
Ferd. Otto, Weimar

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.
Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Was willst Du werden?

Ratgeber bei der Berufswahl
Der Marine-Maschinen-Ingenieur
→ Preis 50 Pfg. ←
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig**

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums
von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco.
Wilh. Rudolph i. Giessen

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

WANGEROOG

Nordseebad.
Prospekte versendet
Die Badekommission

Probenummern

bitten wir ganz nach Belieben zu verlangen. Auch gewähren wir auf Antrag für Hotels, Bäder und Sommerfrischen Freiexemplare während der Reisezeit.
Verlag der Christlichen Welt

Allgemeine Zeitung
München (vormals Augsburg)

Gegründet 1798 | Gegründet 1798

mit wissenschaftlicher u. volkswirtschaftl. Beilage

Die besonderen Vorzüge der Allgemeinen Zeitung bestehen in der **Zuverlässigkeit** der ihr **aus allen Ländern** — entsprechend der **Ausdehnung ihres Verbreitungsgebietes — zugehenden Informationen, gewährleistet durch die politische und wissenschaftliche Bedeutung ihrer Mitarbeiter.**

Der **Handels- und volkswirtschaftliche Teil** bringt **Originalartikel erprobter Fachmänner,** ferner ein **umfassendes, grösstenteils telegraphisches Nachrichten-Material** von den wichtigsten Handels- und Börsenplätzen des In- und Auslandes.

Im **Feuilleton** werden **Original-Romane** angesehener Schriftsteller veröffentlicht, ferner **Novelletten, Sitten- und Gesellschaftsbilder** aus den **Brennpunkten der Zivilisation,** den **internationalen Bädern** und **Kurorten,** neben der bewährten Rundschau über Kunst, Musik und Theater in München, wie in den übrigen Hauptstädten.

Die **wissenschaftliche Beilage** verfolgt den Lauf der geistigen Bewegung und der Litteratur im In- und Ausland, dient jedoch auch zu umfassender Erörterung der **vorliegenden Fragen des öffentlichen Lebens** in Staat, Kirche, Recht und Wirtschaft. Nach alter, niemals unterbrochener Ueberlieferung beehren sie die **ersten deutschen Gelehrten in Nord und Süd** durch eigene Mitarbeit.

Quartalpreise bei Postbezug:

für die ganze Zeitung	M. 9.—
„ Morgen- und Abendblatt ohne Beilage . . .	„ 4.50
„ die wissenschaftliche Beilage allein . . .	„ 4.50
„ dieselbe in Wochenheften	„ 5.—

Probenummern gratis und portofrei.

Verlag der
Allgemeinen Zeitung, G. m. b. H., München

Chronik der Christlichen Welt

10. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1600
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen
Freiburg i. B. und Leipzig

Nr. 32. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Württemberg (Zur Beurteilung der Evangelisation); Evangelische im Auslande: 51. Jahressynode der Belgischen Missionskirche 1; Der Methodismus Amerikas im Jahre 1900; Von den Quäkern — Verschiedenes: In Sachen der evangelischen Mission in China; Römische Rache; Vermischte Nachrichten (Freigebung des revidierten Bibeltextes in Sachsen; Abgeordneter Wolf über Los von Rom; Angelsächsisches Pharisäertum) — Personalien — Anzeigen

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg